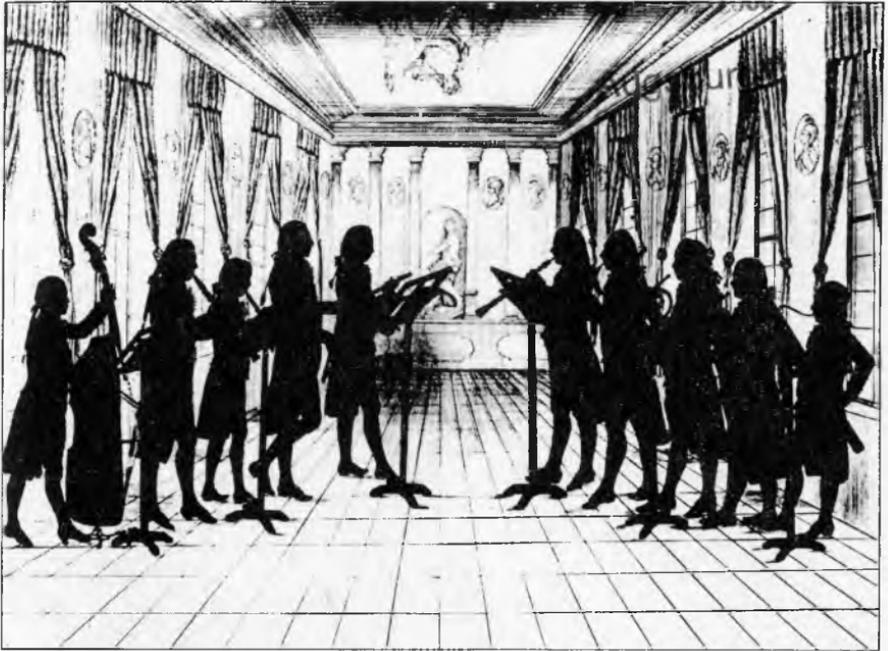


Mitteilungen

INSTITUT
FÜR
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER



UNIVERSITÄT AUGSBURG

Mitteilungen

INSTITUT
FÜR
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 7, Oktober 2000

Herausgegeben vom
Institut für Europäische Kulturgeschichte
der Universität Augsburg

Prof. Dr. Theo Stammen (Geschäftsführender Direktor)
Prof. Dr. Johannes Burkhardt (Direktor)
Prof. Dr. Thomas M. Scheerer (Direktor)
Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (Geschäftsführender Wissenschaftlicher Sekretär)

Redaktion:

Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber und Anke Sczesny M.A.
e-mail: wolfgang.weber@iek.uni-augsburg.de
anke.sczesny@iek.uni-augsburg.de

Anschrift der Redaktion:

Sekretariat: Susanne Empl
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg
Tel.: (0821) 598-5840, Fax und Anrufbeantworter: (0821) 598-5850
e-mail: susanne.empl@iek.uni-augsburg.de

Satz und Gestaltung:

Theresia Hörmann
e-mail: theresia.hoermann@iek.uni-augsburg.de

Umschlagfoto: Die Harmoniemusik der Wallersteiner Hofkapelle. Silhouette auf Goldgrund von Joseph Widmann, 1791 (Original im Neuen Schloß in Wallerstein). Die Abbildung ist entnommen: Otto Erich Deutsch (Hrsg.): Mozart und seine Welt in zeitgenössischen Bildern. Kassel 1961, S. 141

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN 1437 – 2703

Die Mitteilungen können über das Institut für Europäische Kulturgeschichte bezogen werden. Preis: DM 3,-.

Mitteilungen

Heft Nr. 7, Oktober 2000

Inhalt

Editorial 5

Rückblick

COLLOQUIUM AUGUSTANUM

Vortragsreihe des Instituts

Prof. Dr. Sterling E. Murray, West Chester University
(Pennsylvania)

Die Stellung Antonio Rosettis in der Musikgeschichte 7

PD Dr. Dorothee Kimmich, Universität Freiburg

Jacob Brucker: Philosophiegeschichte und die Lehre vom
guten Leben 9

FORSCHUNGSVERANSTALTUNGEN

Bundesweites Treffen der Volkskunde-Studierenden 10

Stipendiatinnen und Stipendiaten im Graduiertenkolleg 12

Aktuelle Forschung

FORSCHUNGS- UND PROMOTIONSPROJEKTE IM
GRADUIERTENKOLLEG 16

BERICHTE

Xenophon in Machiavellis politischen Schriften
Von Theo Stammen 25

Die Universität, die universitäre Geschichtswissenschaft
und die Entwicklung kollektiven historischen Wissens.
Bemerkungen aus aktuellem Anlaß
Von Wolfgang E. J. Weber 50

📖 BUCHANKÜNDIGUNGEN UND BUCHREZENSIONEN

➤ Günther Grünsteudel: Wallerstein – das „Schwäbische Mannheim“. Text- und Bildkommentar zur Geschichte der Wallersteiner Hofkapelle (1745-1825) 62

➤ Francisco de Quevedo: *Execración contra los judíos*. Edición de Fernando Cabo Aseguinolaza y Santiago Fernández Mosquera 64

➤ Christian von Zimmermann: Reiseberichte und Romanzen. Kulturgeschichtliche Studien zur Perzeption und Rezeption Spaniens im deutschen Sprachraum des 18. Jahrhunderts 66

➤ Klaus Militzer (Bearb.): Quellen zur Geschichte der Kölner Laienbruderschaften vom 12. Jahrhundert bis 1562/63 70

➤ Georg Mölich/ Gerd Schwerhoff (Hgg.): Köln als Kommunikationszentrum. Studien zur frühneuzeitlichen Stadtgeschichte 72

➤ Dirk Baecker: Wozu Kultur? 77

Neuerwerbung 81

Anschriften der Autorinnen und Autoren 84

Editorial

Der kürzlich erschienene neue Band der Colloquia Augustana des Instituts für Europäische Kulturgeschichte trägt die Nummer dreizehn. Die weitere Institutsreihe Studia Augustana hat ihren zehnten Band erreicht; die jüngste Reihe Documenta Augustana wird noch in diesem Jahr ihren fünften Repräsentanten vorlegen. Das ist ein Leistungsausweis unseres kulturwissenschaftlichen Zentralinstituts, der sich sehen lassen kann und Anlaß zu einigen grundsätzlichen Bemerkungen gibt.

In ihrem Entwicklungsplan hat die Universität Augsburg neben dem Zentralinstitut für Didaktische Forschung und Lehre das IEK als auszubauenden Schwerpunkt benannt. Als seine – den Lesern dieser Zeitschrift hinlänglich bekannte – Aufgabe wurde die Erforschung der europäischen Kulturgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der Kommunikations- und Mediengeschichte auf der Grundlage der regionalen Archiv- und Bibliotheksbestände festgehalten.

Diese Formulierung soll zweierlei signalisieren: Erstens die Zuordnung des Instituts zum informationswissenschaftlichen Schwerpunkt der Gesamtuniversität – anders gesagt: das IEK soll mit für die unerläßlich kulturhistorische Vertiefung und kritische Reflexion des heutigen Umgangs mit Information und Wissen sorgen, und zwar in einem europäischen Horizont. Zweitens den Regionalbezug; auch europäische Geschichte läßt sich richtig nur in concreto studieren, das heißt die historisch ohnehin ganz besonders ausgeprägte Qualität der Europaregion Bayerisch-Schwaben hat angemessene Berücksichtigung zu finden, zumal bayerisch-schwäbische Regionalforschung auf akademischem Niveau ausschließlich hier an der Universität Augsburg betrieben wird.

Ein weiteres Zeichen wurde mit der ausdrücklichen Aufnahme des geplanten Studienganges Europäische Kulturgeschichte in den Entwicklungsplan gesetzt. Pünktlich zu diesem Semester wird die Inhaberin des neuen Lehrstuhls für Europäische Kulturgeschichte ihre Tätigkeit aufnehmen. Die Hochschulleitung geht davon aus, daß bis zum Sommersemester 2001 die Konzeption des neuen Studienganges vorliegen wird und alle inneruniversitären Weichen zu seiner Realisierung gestellt sein werden. Nirgendwo in Europa außer in Augsburg wird es dann möglich sein, ein europaweit gültiges Studium der europäischen Kulturgeschichte modernsten Zuschnitts zu absolvieren. Das ist eine Chance, um die uns viele Universitäten beneiden

werden! Die Hochschulleitung wird alles in ihren Kräften Stehende tun, um dieser Chance zum Erfolg zu verhelfen.

Seit Beginn dieses Monats liegt auch der Fortsetzungsantrag für das Graduiertenkolleg "Wissensfelder der Neuzeit" auf dem Tisch, das von einer Aktivistengruppe am IEK aufgebaut worden ist. Ich möchte mich nicht nur bei diesen Aktivisten für ihr Engagement zusätzlich zu den jeweiligen Aufgaben in der Forschung und Lehre bedanken, sondern scheue auch nicht davor zurück, ausdrücklich auf die außerordentlich positive finanzielle Bilanz des IEK hinzuweisen. Die universitäre Hervorbringung kulturvollen Wissens ist keineswegs stets mit hohen Kosten verbunden, wie dieses Beispiel lehrt. Verbunden mit erfolgreicher Drittmittelinwerbung, kann sie im Gegenteil sogar Gewinn auch auf materiellem Gebiet zeitigen.

Was wünscht sich die Hochschulleitung vom IEK? Auch im Entwicklungsplan der Universität festgehalten ist das Bestreben, auf eine verstärkte Bündelung der zahlreichen kulturwissenschaftlichen Einzelforschungen im Sinne eines Forschungsverbundes hinzuwirken – damit sind in erster Linie die entsprechenden Forscherinnen und Forscher angesprochen, aber auch das IEK hat das Seine zu diesem angesichts zunehmender Konkurrenz unerläßlichen synergetischen Zweck beizutragen. Ferner scheint eine Ergänzung der bisherigen historischen Forschungsschwerpunkte durch gegenwarts- und zukunftsbezogene Ansätze wichtig. Darüber werden die Mitglieder und Interessenten des IEK gewiß noch ausgiebig zu debattieren haben. Ich bin mir aber sicher, daß sich Lösungen finden lassen, von denen alle profitieren werden. Und selbstverständlich wird sich die Hochschulleitung weiter für die Sicherstellung der notwendigen Ausstattung des Instituts für seine Aufgaben einsetzen.

Aus einem frühherbstlichen Dienstzimmer grüßt Sie herzlich

Ihr

Prof. Dr. Wilfried Bottke

– Rektor der Universität Augsburg –

COLLOQUIUM AUGUSTANUM

– Vortragsreihe des Instituts –

Prof. Dr. Sterling E. Murray,
West Chester University (Penn-
sylvania) (7. 6. 2000)

***Die Stellung Antonio Rosettis in
der Musikgeschichte***

Erst seit recht kurzer Zeit verbreitet sich in der musikalisch interessierten Öffentlichkeit allmählich die Kenntnis darüber, welche wichtige Rolle der fürstliche Hof von Oettingen-Wallerstein im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts spielte. Die von Fürst Kraft Ernst 1773 geschaffene Hofkapelle erwarb sich im Laufe weniger Jahre eine solche Reputation, daß sie von Kennern, darunter auch Josef Haydn, als eines der besten Orchester Europas eingeschätzt wurde. Diesen Ruf verdankte sie dem beharrlichen Wirken des Hofmusikintendanten Ignaz von Beecke, der Orchesterleitung des Kapellmeisters Josef Reicha und je länger desto mehr der Kompositionskunst des wie er aus Böhmen stammenden Antonio Rosetti. Dieser wurde als Anton Rößler um 1750 in Leitmeritz geboren, italienisierte seinen Namen zur besseren Eigenwerbung und trat mit ihm als eines der Mitglieder der ersten Stunde in die Hofkapelle ein. Er war zwar

nur für rund vier Jahre, von 1785-1789, selbst Kapellmeister, schob sich aber durch seine zahlreichen Werke für Orchester und Kammerensembles so stark in den Vordergrund, daß die in Wallerstein ausgeübte Musik mit seiner Person identifiziert wurde, was eine Aussage des Dichters Christian Friedrich Daniel Schubart verdeutlicht. Insgesamt 49 Sinfonien, 72 Konzerte für diverse Soloinstrumente und Orchester, 27 Werke für Blasinstrumente und andere kleine Besetzungen, 18 Streichquartette und -trios, 17 Klaviertrios, rund 100 Lieder, einige weltliche Oratorien und Kantaten, eine Kammeroper, 13 Messen, 4 Requiems und verschiedene andere Kirchenmusikwerke, im Ganzen rund 400 Stücke, waren die Frucht seiner kompositorischen Tätigkeit. Diese setzte er nach seinem Ausscheiden aus dem fürstlichen Dienste von 1789 bis zu seinem Tode 1792 am Hofe des Herzogs Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin fort.

Die 1992 gegründete Internationale Rosetti Gesellschaft verfolgt das Ziel, Person und Schaffen des lange Zeit zu Unrecht vergessenen Komponisten Antonio Rosetti, der zu seinen Lebzeiten in ganz Europa berühmt war und

auch von Josef Haydn geschätzt wurde, wieder bekanntzumachen. Prominentestes Mitglied ist der amerikanische Musikwissenschaftler Sterling E. Murray, der im Mai und Juni aus Anlaß der Rosetti-Festtage im Rahmen der Rieser Kulturtage in Deutschland weilte und sowohl in Wallerstein wie an der Universität Augsburg in einem Vortrag den Komponisten und seine Einbindung in die Musikgeschichte des späten 18. Jahrhunderts darstellte. Dabei wurden die spezifischen Eigenheiten der sinfonischen Werke durch einen Vergleich mit dem Salzburger Hofkapellmeister Johann Michael Haydn exemplarisch hervorgehoben. Es sind als erstes die frischen und lebendigen, mit vielen melodischen Überraschungen aufwartenden Themen, die sich immer wieder aus den damaligen Zeitströmungen des Sturm und Drang sowie der Empfindsamkeit speisen. Dazu kommen die von besonderer gesanglicher Melodik gekennzeichneten langsamen Sätze mit dem vielfachen Titel Romance, der die französischen Vorbilder in Erinnerung ruft, die Rosetti während einer Reise nach Paris 1781/1782 kennenlernte. Des weiteren sind die auf Beethovensche Scherzi vorausweisenden Menuetti freschi in den viersätzigen Sinfonien zu nennen, denen

die gleichfalls mit sprühenden Einfällen aufwartenden, häufig aber verhalten zu Ende gehenden Schlußsätze an die Seite zu stellen sind, die auffallend häufig als Rondo oder Capriccio bezeichnet sind und sich immer durch ihre Lebendigkeit auszeichnen, die vielfach schon in der Tempobezeichnung Presto angekündigt ist. Die auf die genannten Elemente zurückzuführende Originalität der sinfonischen Werke Rosettis suchte in seiner Zeit ihresgleichen, weil sie im besonderen auch von einer Synthese des deutschen und französischen Stiles lebte, die selbst in den Werken derjenigen Komponisten, die in der berühmten Mannheimer Hofkapelle tätig waren, nicht dermaßen folgerichtig verwirklicht wurde. Dies aber erreichte ein Tonschöpfer, der aus dem für seine zahlreichen musikalischen Talente bekannten Böhmen stammte und seine heimatbedingten Voraussetzungen noch zusätzlich einbrachte, womit er eine wohlgelungene Stilmischung erreichte. Sterling Murray verdeutlichte diese Grundzüge des rosettischen Werkes auch in der eingehenden Diskussion, in der die europäischen Aspekte dieses großen Musikers der sogenannten Klassik gesondert zur Sprache kamen. Daß er seinerzeit nicht nur mit dem älteren der beiden

Brüder Haydn, sondern auch mit Wolfgang Amadeus Mozart verglichen wurde, läßt sich anhand der vorgetragenen wissenschaftlichen Ausführungen gut nachvollziehen. Die Musik von Antonio Rosetti lohnt zweifellos eine umfassende Renaissance, der sich die Internationale Rosetti Gesellschaft verschrieben hat, die in diesem Jahre erstmals mit einer eigenen Zeitschrift, dem Rosetti-Forum, an die Öffentlichkeit getreten ist. In ihm findet sich auch ein Beitrag von Sterling Murray, der die Forschungsgeschichte während des 19. und 20. Jahrhunderts nachzeichnet.

PD Dr. Dorothee Kimmich, Universität Freiburg (03.07.2000)

Jacob Brucker: Philosophiegeschichte und die Lehre vom guten Leben.

Jacob Brucker mit Epikureismus in Verbindung zu bringen, ihn gar als einen Vertreter epikureischer Philosophie zu bezeichnen, scheint auf den ersten Blick abwegig: Weder Gottlosigkeit noch ein ausschweifender Lebensstil sind ihm nachzusagen.

Vom Standpunkt der Philosophiegeschichte läßt sich Jacob Brucker allerdings in die Genealogie derjenigen Historiker ein-

ordnen, die wesentlich dazu beigetragen haben, die wichtigsten Gedanken des Epikureismus in Deutschland gegen plumpe Verzerrungen und Vorurteile zu verteidigen. Brucker steht hier in der gelehrten Tradition eines Thomasiaus und eines Budde.

Die Kernsätze des antiken Epikureismus, seine hedonistische Lebensphilosophie, seine aufklärerische Theologie und seine materialistische Physik erleben im 18. Jahrhundert eine weitreichende Renaissance. Weder die deutsche noch die französische Aufklärung sind ohne die Anregungen der Gartenphilosophie zu denken. Die Frage nach der Tradition dieser viel verleumdeten Philosophie wird daher besonders virulent. Hier hat die Philosophiegeschichtsschreibung in erheblichem Maße dazu beigetragen, daß überhaupt ein (relativ) vorurteilsfreier Umgang mit dem Epikureismus möglich wurde. Jacob Bruckers philosophiehistorische Arbeiten haben damit auch auf diesem Gebiete eine kaum zu überschätzende Wirkung auf die gesamte moralphilosophische, populärphilosophische und religionskritische Debatte der Aufklärung im 18. Jahrhundert genommen.

RÜCKBLICK

Bundesweites Treffen der Volkskunde-Studierenden

Die neuen Räumlichkeiten des Instituts für Europäische Kulturgeschichte (IEK) hatte die Fachschaft Volkskunde der Universität Augsburg ausgewählt, um hierher in der Zeit vom 6. bis 9. Juli zum Studierendentreffen der deutschsprachigen Volkskunde-Institute einzuladen. Das IEK bot beste Voraussetzungen, die verschiedenen Aspekte des Tagungsthemas "Forschungstereotypen der Volkskunde. Ideologische und normative Positionen seit Falkenstein" ebenso kontrovers wie konstruktiv in Arbeitsgruppen und im Plenum zu diskutieren. Fast sechzig Studierende aus Bamberg, Berlin, Frankfurt, Freiburg, Mainz, Marburg, Passau, Regensburg, Tübingen, Wien und Würzburg folgten der Einladung nach Augsburg. Übereinstimmend war von diesem Kreis die Meinung zu hören, daß die Wahl des Tagungsortes wesentlich zum Gelingen der Veranstaltung beigetragen habe.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Treffens wurden von Anja Rajch und Nils Philip von der Augsburger Fachschaft und von Christiane Möller (Freiburg), der Studierendenvertreterin im Hauptausschuß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, willkommen geheißen. Gemeinsam hatten sie das Treffen organisiert. Der Geschäftsführende Direktor Prof. Dr. Theo Stammen stellte in seinem Grußwort das Institut für Europäische Kulturgeschichte als interdisziplinäre und interfakultative Einrichtung vor, in der ein relativ offener und weiter Begriff von Kulturwissenschaft und Kulturgeschichte Grundlage des Arbeitens sei. Die Volkskunde, in der dieser offene Kulturbegriff besonders repräsentiert sei, spiele in diesem Kontext eine wichtige und nachhaltige, gerade auch integrierende Rolle, die sich aus der Zwischenstellung des Fachs zwischen Literatur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften ergebe. Volkskunde sei daher im Rahmen eines Instituts für Kulturgeschichte eine unentbehrliche Disziplin.

Die Möglichkeiten und Kompetenzen der Disziplin Volkskunde im Konzert der konkurrierenden kulturwissenschaftlichen Fächer standen auch im Mittelpunkt der studentischen Diskussionen. 1970 hatten jüngere Fachwissenschaftler auf einer Tagung in Falkenstein im Geist der Zeit eine theoretische Neubesinnung gefordert und die Aufgaben der Disziplin mit dem ungeliebten Namen Volkskunde formelhaft so definiert: Sie "analysiert die Vermittlung (die sie bedingenden Ursachen und die sie begleitenden Prozesse) von kulturalen Werten in Objektivationen und Subjektivationen. Ziel ist es, an

der Wirkung sozio-kultureller Probleme mitzuwirken." Eine Generation später schien es den Studierenden an der Zeit, nachzufragen, was aus den Reformen und den damit verbundenen Ansprüchen geworden sei und wie sich die seither entstandene Situation der Volkskunde auf Studienmöglichkeiten und Berufsperspektiven auswirke. Die heute Studierenden sehen in der Volkskunde eine Wissenschaft, die die vielfältigen Bereiche der Alltagskultur thematisiert, über ein breites Spektrum an theoretischen und methodischen Zugängen verfügt, zu Interdisziplinarität und Flexibilität anhält und für zahlreiche Berufsfelder qualifiziert. Beklagt wurde, daß an den verschiedenen deutschsprachigen Volkskundeeinstituten kaum mehr die gleichen Kenntnisse über grundlegende Einführungswerke, Zeitschriften und Fachinstitutionen vermittelt werden, was auch daher rühre, daß sich die sogenannten Reforminstitute häufig in "Empirische Kulturwissenschaft", "Europäische Ethnologie" oder "Kulturanthropologie" umbenannt und theoretisch neu orientiert hatten. Das Augsburger Studierendentreffen 2000 führte aber nicht zuletzt dazu, daß Studierende von unterschiedlichen Instituten intensive und ertragreiche Diskussionen führten und ihre Gemeinsamkeiten jenseits vorgegebener ideologischer Positionen entdeckten.

Stephan Bachter M.A.

Stipendiatinnen und Stipendiaten im Graduiertenkolleg

Doktoranden

▪Freudenthaler, Ilse

Hofkultur und Repräsentation. Die Residenzen Renés von Anjou (1409 – 1480) im Spiegel seiner Hofrechnungen

Förderungszeitraum: 01.09.1999 – 31.08.2001

▪Frieb, Katharina

Religiöses Leben in der Oberpfalz zwischen den Konfessionen. Volkswundliche Untersuchung aufgrund der Visitationsberichte von 1582/83

Förderungszeitraum: 01.04.1999 – 31.03.2001

▪Friedrich, Susanne

Der Immerwährende Reichstag zu Regensburg als Informationszentrum

Förderungszeitraum: 01.10.1999 – 30.09.2001

▪Gindhart, Marion

Die Kometen von 1618/19. Untersuchungen zur Vermittlung und Instrumentalisierung antiken und zeitgenössischen Wissens in der frühneuzeitlichen Kometenliteratur des deutschsprachigen Landes

Förderungszeitraum: 01.08.1999 – 31.07.2001

▪Holthusen, Andrea

Von verkehrten Gelehrten. Ansätze zu einer Ethik der scientific community im 18. Jahrhundert

Förderungszeitraum: 01.10.1998 – 31.12.2000

▪Hwang, Dae-Hyeon

Sozialer Wandel und administrative Verdichtung. Studien zur Funktion, Entwicklung und Verwaltung ländlichen Grundbesitzes von Patrizierfamilien aus Augsburg während der Frühen Neuzeit

Förderungszeitraum: 01.10.1998 – 30.09.2001

▪Kürbis, Holger

Das Bild Spaniens und der Spanier im deutschsprachigen Raum des 16. und 17. Jahrhunderts. Reiseberichte – Staatsbeschreibungen – Flugschriften

Förderungszeitraum: 01.02.1999 – 31.01.2001

▪von Mallinckrodt, Rebekka

Bruderschaftsbücher stadtkölnischer Laienbruderschaften aus dem 14. bis 18. Jahrhundert als Medium religiösen/konfessionellen, memorialen und pragmatischen Wissens

Förderungszeitraum: 01.01.1999 – 31.12.2000

▪Mordstein, Johannes

Die Judenschutzbriefe in der Grafschaft Oettingen. Studien zu einem Herrschaftsmedium der Frühen Neuzeit im Kommunikationsfeld von Judengemeinden, Landesherrn und christlicher Untertanenschaft

Förderungszeitraum: 01.10.1999 – 30.09.2001

▪Schumann, Jutta

Politische Propaganda und öffentliche Meinung bei Leopold I.

Förderungszeitraum: 01.01.1999 – 31.12.2000

▪Wölflé, Sylvia

Kunstwerke als Medien des Kulturtransfers: Untersuchung zur Fuggerischen Kunstpatronage im 16. Jahrhundert

Förderungszeitraum: 01.01.1999 – 31.12.2000

Postdoktoranden

▪Dr. des. Thomas Bodenmüller

Spanien in der europäischen Reiseliteratur

Förderungszeitraum: 01.12. 2000-31.05.2001

▪Dr. Achim Landwehr

Das Wissen von Herrschaft. Politische Diskurse im Venedig der Frühen Neuzeit

Förderungszeitraum: 01.03.1999 – 31.08.2000

Ehemalige Stipendiaten und weitere Kollegiaten

- Dr. Nicoline Ernst-Hortzitz

Die Sprache der Judenfeindschaft in der Frühen Neuzeit. Untersuchungen zu Wortschatz, Text und Argumentation

- Stefan Walter Römmelt, Würzburg

Der geistliche Fürst im Spiegel der Literatur. Voraussetzungen, Kontinuitäten und Wandlungsprozesse der frühneuzeitlichen Panegyrik vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, aufgezeigt am Beispiel des Hochstifts Würzburg.

- Ulrich Rosseaux, Bonn

Die Kipper und Wipper als publizistisches Ereignis (1620-1625). Eine Studie zu den Strukturen öffentlicher Kommunikation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges

- Birgit Schaufler

Imagologie der Geschlechter. Die Entwicklung geschlechterstereotyper Körperbilder und ihre Bedeutung für das individuelle Körpererleben.

- Wolfgang Wallenta

Katholische Konfessionalisierung in Augsburg 1548 – 1648

- Janina Wellmann

Die Encyclopédie und ihre Bilder. Zur Konstitution und Vermittlung von Wissen in Text und Bild

Projekte am Institut für Europäische Kulturgeschichte

Jacob Balde (gefördert aus Mitteln der Fritz Thyssen Stiftung)

Veronika Lukas (Bearbeiterin)

Assoziierte Projekte am Institut für Europäische Kulturgeschichte

Konrad Peutinger: Rekonstruktion, Erschließung und Analyse der humanistischen Bibliothek (Transkription und Beschreibung der Bibliothekskataloge) (assoziiertes DFG-Projekt)

Dr. Hans-Jörg Künast, Augsburg (Bearbeiter)

Dr. Helmut Zäh, Augsburg (Bearbeiter)

Kontakt: Staats- und Stadtbibliothek, Tel.: 324-2734

Die Integration des Ostseeraums in das Alte Reich (1550-1806)
(assoziiertes VW-Projekt)

Prof. Dr. Michael North, Greifswald

Prof. Dr. Olaf Mörke, Kiel

Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber, Augsburg

AKTUELLE FORSCHUNG

Forschungs- und Promotionsprojekte im Graduiertenkolleg

Seit Ausgabe Nummer vier der Mitteilungen bietet sich den Stipendiatinnen und Stipendiaten des Graduiertenkollegs in dieser Rubrik die Möglichkeit, sich selbst und ihr Projekt vorzustellen. Die Abfolge dieser Präsentationen orientiert sich an den im Graduiertenkolleg zur Untersuchung vorgesehenen Wissensfeldern und der jeweiligen Zuordnung der einzelnen Forschungsprojekte. Was in den unterschiedlichen Feldern erforscht werden soll, ist bekanntermaßen die Speicherung und Verarbeitung von kirchlich-herrschaftlich-wirtschaftlichem, von historischem, von alltagsweltlich-ökonomisch-gesellschaftlichem, von politischem, von lehrförmigem sowie ästhetischem Wissen.

Administratives Feld**Hofkultur und Repräsentation. Die Residenzen Renés von Anjou (1409 - 1480) im Spiegel seiner Hofrechnungen.**

Ilse Maria Freudenthaler

Zur Person

geb. am 06. 07. 1972

1992 - 1998 Studium der Fächer Mittelalterliche Geschichte, Geschichte der Frühen Neuzeit und Deutsche Sprache und Literatur des Mittelalters an der Universität Augsburg

Juni - Juli 1997 Archivreise nach Paris, Marseille und Tarascon als Stipendiatin der Augsburger Universitätsstiftung

1998 Magisterarbeit über „Tarascon als Residenz Renés von Anjou“

seit September 1999 Stipendiatin im Graduiertenkolleg

März - April 2000 Archivreise in die Provence (Departementalarchiv Bouches - du - Rhône/ Marseille)

Projekt

Gegenstand meiner von Herrn Prof. Dr. Bernhard Schimmelfennig betreuten Dissertation ist die Beschreibung der Residenzen Renés von Anjou (1409 - 1480), König von Jerusalem und Sizilien, Graf der Provence und Maine, Herzog von Anjou, Lothringen und Bar, wobei der Schwerpunkt geographisch auf dem Anjou und der Provence, zeitlich auf der zweiten Regierungshälfte, d. h. auf die Zeit nach seiner Rückkehr aus Italien 1442 und inhaltlich auf den Aspekt der Repräsentation des Herrschers gelegt werden soll. Dabei gilt es zu bedenken, daß die Selbstdarstellung das Bild, ja man kann sogar etwas anachronistisch ausgedrückt sagen, das Image dieses Herrschers bei seinen Zeitgenossen und bei den nachfolgenden Generationen geprägt und somit das Wissen über ihn bis heute entscheidend beeinflußt hat.

Verfolgt wird sein Auftreten über die Ausgestaltung seiner Residenzen und das kulturelle Leben am Hof. Konkret heißt dies, daß vor allem der Art und Weise nachgegangen wird, wie sich René von Anjou durch die Ausgestaltung seiner Residenzen (Architektur, Innenausstattung, Raumaufteilung, Porträts, Medaillons, Skulpturen) und durch sein Hofleben (z. B. Feste, Prozessionen, Gottesdienste, Heiligenverehrung, Turniere, Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen, Totengedenken, Grablege, Stiftungen, Ordenssitzungen) in Szene setzte. Wie stellte sich René als König von Sizilien und Jerusalem dar? Wie als Graf, wie als Herzog, wie als Mitglied der königlichen Familie von Frankreich? Welche Bedeutung hatte seine Stellung als Reichsfürst? Auf welche Weise wirkten sich diese verschiedenen Rollen aus? Welche Familientraditionen, welche Landestraktionen stützten oder engten ihn ein? Paßte sich seine Selbstdarstellung der jeweiligen Machtlage an? Kompensierte er durch kulturellen Glanz seinen fehlenden politischen Einfluß? Inwieweit diente die Kultur als Integrationsfaktor nach innen? – so lauten einige meiner Leitfragen.

Vergleichsfolie und Rahmen dazu bietet der kulturelle Hintergrund seiner Zeit, in den die besondere Eigenart der Selbstdarstellung Renés eingeordnet werden soll.

Als zentrale Quellen stehen hierbei die Hofrechnungen als kulturgeschichtliche Informationsträger im Mittelpunkt der Analyse, die bislang in der Forschung in ihrer Eigenart noch nicht ausreichend thematisiert wurden. Dabei sollen unter Verwendung des neu entwickelten Methodenspektrums der

Mediengeschichte die Hofrechnungen als Medium der Informationsspeicherung, als Grundform der Informationsregistratur thematisiert werden.

Ausgangspunkt dafür ist die Einsicht, daß nur das Wissen über die Form der Rechnungslegung eine adäquate Grundlage für weiterführende Überlegungen liefern kann. Gerade die Hofrechnungen eignen sich für eine mediengeschichtliche Studie, da sie sich – ähnlich wie die in Augsburg in Parallelprojekten bearbeiteten Visitationsprotokolle, Urbare oder Firmenakten – durch Nichtnarrativität, Standardisierung und fortlaufende Führung auszeichnen. Ähnlich wie diese registrieren sie Information und gehören damit zu den Ursprungsformen der Informationsverarbeitung. Kann man sogar so weit gehen, ihnen bereits ein statistisches Interesse zuzuschreiben? Immerhin gehört der werdende „Staat“ zu den ersten seriellen Datensammlern des protostatistischen Zeitalters.

Die Hofrechnungen entstammen dem administrativen Bereich, genauer gesagt der Finanzverwaltung des Herrschers, und dienten besonders der Übersicht und der Kontrolle über die Ausgaben und Einnahmen des Herrschers. Aufgrund dieser Provenienz bieten sie breite kulturgeschichtliche Informationen, bspw. über Baumaßnahmen, Kleidung, Feste, Aufenthaltskosten, Geschenke und Möbel, um nur einiges zu nennen und fanden deshalb bei Historikern und Kunsthistorikern stets rege Aufmerksamkeit.

Die Form dieses Mediums allerdings, die Agenda dieser Serienschriften wurde bislang nie hinterfragt. Um ihre Bedeutung als Medium zu erfassen, ist es erforderlich, sich über Aufbau, Ordnungskriterien, Inhalte und Rechnungsweisen klarzuwerden, um so eine elementare Einschätzung des Aussagewertes vornehmen zu können. Um des weiteren ihren Informationsgehalt, ihre Aussagekraft und vor allem den Realitätsgehalt zu überprüfen und gegebenenfalls zu korrigieren, werden Vergleiche mit anderen Medien vorgenommen, genauer gesagt mit Rechnungen über einzelne Herrschaften, Gebäude, Bildquellen (Porträts, Medaillons, Skulpturen, Zeichen, Devisen, Buchmalereien), Reiseberichte sowie zeitgenössische Berichte und Chroniken. Zum Abschluß des mediengeschichtlichen Teiles wird zu klären sein, welche Rolle den Hofrechnungen bei der Verschriftlichung der Verwaltung zufällt und welche Funktion der Schrift im allgemeinen zukommt. Außerdem ist in diesem Zusammenhang die Frage zu ergänzen, wie das Verhältnis zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu bestimmen ist und inwieweit die Öffentlichkeit Einblick in die Rechnungen besaß.

Momentan gehe ich von einer Fertigstellung der Dissertation 2001 aus.

Pragmatisches Feld

Spanien in der europäischen Reiseliteratur

Dr. des. Thomas Bodenmüller



Zur Person

Studium der Neueren deutschen und Vergleichenden Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte, Neuen und Neuesten Geschichte und Romanischen Philologie in Augsburg, Tübingen, München und Salamanca. Zivildienst im Goethe-Institut Schwäbisch Hall. Forschungsstipendiat des Spanischen Außenministeriums in Madrid. Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fach Romanische Literaturwissenschaft/

Spanien und Lateinamerika (Universität Augsburg), wissenschaftlicher Mitarbeiter des IEK. Promotion in Komparatistik über „Literaturtransfer in der Frühen Neuzeit. Francisco López de Úbedas ‚Pícara Justina‘ (1605) und die italienische und englische Bearbeitung von Barezzo Barezzi und Captain John Stevens“.

Projekt

Die Reiseliteratur ist eines der herausragenden Medien, die zum Aufbau der europäischen Informationskultur beitragen. Als Nachweis individueller Reiseerfahrung legen Reiseberichte Zeugnis der *curiositas* ab, die als Signum modernen Weltverständnisses gilt. Andererseits indiziert ihre serielle Verbreitung in gedruckter Form das Anwachsen gesellschaftlicher Informationsbedürfnisse, die vordem höchstens auf individueller oder familiärer Ebene (Reisebriefe, in Familienchroniken integrierte Reischroniken) artikuliert wurden. Ihr Status oszilliert zwischen historischer Quelle und literarisch-ästhetischem Produkt.

Die Iberische Halbinsel nimmt in der Geschichte der europäischen Reisen der Frühen Neuzeit eine eher marginale Rolle ein. Neben der geographischen Lage am äußersten Rand des europäischen Wegenetzes ist vor allem das seit dem Spätmittelalter verbreitete Negativimage Spaniens dafür verantwortlich. Sein Ruf als Hort maurisch-jüdischer Orthodoxie wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von der *leyenda negra* verdrängt, die das neue Imperium als finstere katholische Inquisitionsdiktatur erscheinen

ließ, die Protestanten – und später auch aufgeklärte Reisende – tunlichst zu meiden hatten.

Angesichts der relativen Seltenheit von Spanienreisen überrascht die große Zahl der dennoch vorhandenen, aber weitgehend unbeachtet gebliebenen Berichte. Dem Forschungsprojekt liegt daher die These zugrunde, daß diese Texte im Wissen um das allgemeine Informationsdefizit über Spanien produziert wurden. In konzeptionell-methodischer Hinsicht sollen aus einer bisher vernachlässigten komparatistischen Perspektive europäische Reiseberichte (15.-19. Jahrhundert) auf Konstanten und Wandlungen der literarisierten Perzeption der hispanischen Welt hin untersucht werden. Die kontrastive Heranziehung der Ergebnisse der viel eingehender bearbeiteten Reise-literatur zu Italien, Frankreich und England vermag generische Eigenheiten der Spanienberichte zu klären. Der Umstand, daß sich im Unterschied zu anderen Destinationsländern für Spanien noch kein Beispiel für eine „empfindsame Reise“ – die gattungsimmanente Reaktion auf die Vielzahl aufklärerisch-empirischer Reiseberichte – hat finden lassen, deutet ein erstaunlich nachhaltiges Informationsbedürfnis über diesen unbekanntem Teil Europas an.

Eine Analyse der Vertextungsstrategien soll Aufschluß über mentalitäts- und kulturspezifische Perzeptionsformen geben. Unter Zuhilfenahme des literaturwissenschaftlichen Instrumentariums ist die Aufdeckung rezeptorischer Manipulationsformen (Leserlenkung, Rhetorizität) möglich, die als Indizien für die Bewertung des Fiktionalitätscharakters und des Ästhetisierungsgrads eines Textes zu betrachten sind. Die Berücksichtigung der kontemporären Übersetzungen von Spanienberichten ermöglicht, anhand von Herausgeberkommentaren, Annotationen, Interpolationen und eigenmächtigen Eingriffen herauszuarbeiten, wie sehr die Gattung als Informationsmedium rezipiert wurde, das im Bedarfsfall flexibler Korrektur und Aktualisierung offenstand.

Das Bild Spaniens und der Spanier im deutschsprachigen Raum des 16. und 17. Jahrhunderts. Reiseberichte – Staatsbeschreibungen – Flug-schriften

Holger Kürbis



Zur Person

geb.: 1971 in Oranienburg

WS 1990/91 bis WS 1996/97 Studium der Geschichte und Soziologie an der Universität Potsdam

Projekt

Die Reiseliteraturforschung der letzten Jahrzehnte konzentrierte sich im Hinblick auf Spanien, wenn es überhaupt Gegenstand von Untersuchungen war, auf die Berichte des 15. Jahrhunderts von den Pilgerfahrten nach Santiago de Compostela bzw. auf die Reiseberichte des 18. Jahrhunderts. Es ist erstaunlich, daß für die Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts zu diesem Bereich keine Untersuchungen vorliegen, zumal zu erwarten wäre, daß gerade in diesem Zeitraum Spanien eine nicht unwesentliche Anziehungskraft auf Reisende ausgeübt haben sollte.

Zwar ist Spanien in diesem Zeitraum nicht so häufig bereist worden, wie etwa Italien oder Frankreich, aber es finden sich doch deutlich mehr Reisende, als man es in der Reiseliteraturforschung bisher annahm. Im Verhältnis zu den anderen Ländern finden sich allerdings relativ wenige Reiseberichte über Spanien. Eine schlüssige Erklärung für diese Befunde ist die Forschung bisher schuldig geblieben.

Die gegenwärtige Arbeit versteht sich zum einen als Beitrag zur historischen Reiseliteraturforschung. In dieser Hinsicht geht es zunächst darum, auf der Grundlage einer möglichst großen Anzahl von Reiseberichten, unterschiedliche Reisende bzw. unterschiedlichen Gruppen von Reisenden aus dem deutschsprachigen Raum zu identifizieren und sie hinsichtlich ihrer unterschiedlichen Reisemotive zu betrachten. Ganz allgemein gesprochen geht es hierbei um die Fragen, wer, warum, wie nach Spanien reiste und welche Unterschiede sich zu den anderen Zielen von Reisenden in der Frühen Neuzeit ergeben. Speziell geht es um die Klärung der Frage, weshalb Spanien für die Reisenden eine relative Randstellung einnahm, auch gerade in der Zeit seiner größten politischen Bedeutung.

Ein zweiter zentraler Bereich der Arbeit befaßt sich ausgehend vom Programm des Graduiertenkollegs mit den Reiseberichten selbst. Die Inhalte und Formen der Berichte stehen hier im Mittelpunkt des Interesses. Es geht darum, welche Art von Wissen durch die Reiseberichte vermittelt wurde und wie dieses Wissen gewonnen wurde. Das Vorwissen und die Erwartungshaltung der Reisenden, aber auch der potentiellen Leser der Berichte, sind in dieser Frage von besonderem Interesse. Welche Ziele verfolgten die Autoren mit der Abfassung der Reiseberichte? Verbreiteten die Berichte nur bekanntes oder „erwartetes“ Wissen oder trugen sie zu einer Erweiterung des bestehenden Wissens über die iberische Halbinsel bei? Wieweit handelt es sich um die Wiedergabe dessen, was die Reisenden selbst erfahren bzw. selbst erlebt haben, und wieweit wurden die Erwartungshaltungen eines bestimmten Publikums bedient? In diesem Bereich geht es um die Fragen, was die Reisenden vor oder nach ihrer Reise über das Ziel ihrer Reise in Erfahrung hätten bringen können und ob bzw. wie sich dieses Wissen in den Berichten spiegelt. In diesem Bereich geht es um die Frage, wie die Texte der Berichte zustande kamen. Zum einen spielen hier die Fragen der Gattungskonventionen eine Rolle, zum anderen treten die möglichen Quellen für die Reiseberichte in den Blickpunkt. Im Mittelpunkt stehen hier Kosmographien und Staatsbeschreibungen, aber auch Flugschriften. Für die Frage der Verbreitung von in den Reiseberichten enthaltenem Wissen tritt auch die Betrachtung anderer Überlieferungen hinzu, die in einem engeren oder weiteren Zusammenhang mit der Reiseliteratur stehen. Zunächst geht es um die Rückwirkung der Reiseberichte auf die geographisch-statistische Literatur, daneben aber auch beispielsweise um den Effekt der Reiseliteratur etwa auf Testamente oder Leichenpredigten. Neben Ergebnissen für die Reiseliteraturforschung über Spanien sollen so auch allgemeine Aussagen über die Struktur und Funktion der Reiseliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts erbracht werden.

Der geistliche Fürst im Spiegel der Literatur. Voraussetzungen, Kontinuitäten und Wandlungsprozesse der frühneuzeitlichen Panegyrik vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, aufgezeigt am Beispiel des Hochstifts Würzburg.

Stefan Walter Römmelt



Zur Person

geb. am 04. April 1971 in Würzburg

WS 1991 – SS 1997 Studium der Fächerkombination Deutsch, Geschichte und Latein für das Lehramt an Gymnasien an der Universität Würzburg

1994 bis 1997 studentische bzw. wissenschaftliche Hilfskraft bei Prof. Dr. Peter Herde (Institut für Geschichte der Universität Würzburg); im gleichen Zeitraum Stipendiat der Grundförderung des Cusanuswerkes.

Seit 1998 Stipendiat Universität Würzburg

Projekt

Am Anfang der Untersuchung steht eine Auseinandersetzung mit dem Begriff „Panegyrik“, der seit der Spätantike den Typus der „Lobrede“ auf einen Herrschaftsträger bezeichnet, die auch in gebundener Form erfolgen konnte. Im folgenden werden die literatur- und geistesgeschichtlichen Voraussetzungen des Phänomens Panegyrik vorgestellt. Bereits in der Antike hatte sich in Dichtung (Pindar, Horaz, Statius, Claudian) und Prosa (Isokrates, Plinius, Panegyrici Latini) eine panegyrische Tradition herausgebildet, die in Mittelalter und Früher Neuzeit unter christlichem Vorzeichen fortgesetzt wurde.

Die Maßgaben der (nach-)antiken Ethiken und Fürstenspiegel bestimmten die Inhalte des panegyrischen Herrscherbildes wesentlich mit. Dem Verhältnis zwischen fürstlicher Rolle und historischer Persönlichkeit geht ein weiteres Kapitel nach. Zum Hauptteil der Promotion leitet eine Analyse der geistlichen Staaten in der Frühen Neuzeit über. Verfassungsrechtlich betrachtet, stellten diese in ihrem Kern geistliche Wahlmonarchien dar und waren auf das Heilige Römische Reich beschränkt, sieht man vom Kirchenstaat ab. Die Würzburger Fürstbischöfe nahmen in der Reihe der Fürst(erz)-

bischöfe und Reichsäbte eine durchaus beachtenswerte Position ein; Julius Echter von Mespelbrunn (1573-1617), Johann Philipp (1642-1673) und Friedrich Karl von Schönborn (1729-1746) bzw. Franz Ludwig von Erthal (1779-1795) seien hier als herausragende Persönlichkeiten genannt. Um die Panegyrik auf die Würzburger Fürstbischöfe der Frühen Neuzeit im Rahmen einer exemplarisch angelegten Fallstudie adäquat würdigen zu können, erweist sich eine Rekonstruktion des historischen Kontextes der „Lobschriften“ als notwendig. Das für die geistlichen Staaten typische Kräftefeld zwischen Domkapitel, Kaiserhof und Kurie in der Phase zwischen dem Tod eines Amtsträgers und der Herrschaftsübernahme durch dessen Nachfolger wird unter Rückgriff auf archivalische Quellen verdeutlicht. Im Anschluss an einen allgemeinen Teil, der sich mit den Konstanten des panegyrischen Textcorpus beschäftigt, das im wesentlichen aus (jesuitischen) lateinischen Festschriften anlässlich von Wahl, Weihe und Bestattung und deutschsprachigen Leichenpredigten besteht, erfolgen detaillierte Untersuchungen ausgewählter panegyrischer Texte auf Würzburger Fürstbischöfe, die während des Zeitraums zwischen Herrschaftsverlust und -konstituierung verfaßt wurden. Die Reihe der panegyrischen Schriften eröffnen Texte auf Julius Echter von Mespelbrunn, der im Zeitalter der Konfessionalisierung den Bestand des Fürstbistums sicherte und eine entschiedene Rekatholisierungspolitik betrieb. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts klingt die Festschriftenkultur im Zeitalter der Revolutionskriege und Säkularisation allmählich aus. Ein Vergleich der Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Entwicklung der Würzburger und Salzburger Panegyrik beschließt den darstellenden Teil der Promotion, die im Quellenteil einen Katalog der panegyrischen Schriften auf Würzburger Fürstbischöfe von 1573 bis 1808 enthält.

Xenophon in Machiavellis politischen Schriften

Von Theo Stammen

I.

Vor etlichen Jahren hat der niederländische Germanist *Herman Meyer* ein bemerkenswert anregendes Buch mit dem Titel „Das Zitat in der Erzählkunst“ (Stuttgart 1961) publiziert. Der Untertitel „Zur Geschichte und Poetik des europäischen Romans“ verweist auf den speziell literaturwissenschaftlichen Gegenstandsbereich dieses Buches, das zur Illustration und textnahen Interpretation Beispiele aus der französischen, spanischen, englischen und (im zweiten Teil) besonders aus der deutschen Literatur vom 16. bis zum 20. Jahrhundert heranzieht, um die literarische Funktion und Bedeutung von Zitaten herauszuarbeiten.

Herman Meyer gibt gleich in den ersten Sätzen der *Einleitung* die spezifische Perspektive seiner Untersuchung an: Der methodische Ansatz sei *strukturanalytisch*: „es soll der Frage nachgegangen werden, was das literarische Zitat im neuzeitlichen Roman ... als *Strukturelement* bedeutet und leistet“. Im Folgenden bestimmt der Autor seinen Zugriff noch genauer: „Dabei wollen wir unter *Struktur* die das jeweilige Werk durchwaltende *Ordnung* verstehen, die durch den Charakter des Ganzen und der Teile in ihrem gegenseitigen Zusammenhang bedingt wird und die gleichermaßen Elemente der *Form*, des *Gehalts* und des *Inhalts* umfaßt“ (S. 9). Unter dieser Sicht der einheitlichen Struktur des literarischen Werks fragt der Autor sich: „Kann das *Zitat* trotz seines teilhaften Charakters eine wesentliche Rolle in der das einzelne übergreifenden Gesamtstruktur eines Erzählwerks spielen?“ (S. 10). Er sieht den besonderen Reiz des Zitates (und damit seiner Untersuchung) „in einer eigenartigen *Spannung* zwischen Assimilation und Dissimilation: es (das Zitat) verbindet sich eng mit seiner neuen Umgebung, aber zugleich hebt es sich von ihr ab und läßt so eine *andere Welt* in die *eigene Welt* des Romans hineinleuchten, die die vielheitliche Ganzheit und den Reichtum des Romans mit bewirkt“ (S. 12). Die Frage, die sich nach der Lektüre dieser Passage spontan einstellt, ist die, ob sich eine solche Problemstellung nicht auch auf *politisch-theoretische Texte* und ihre interpretative Bearbeitung übertragen lasse. Kann man nicht auch im Hinblick auf politisch-theoretische Texte ganz ähnlich nach der Rolle fragen, die *Zitate* in der das einzelne übergreifenden *Gesamtstruktur* eines politisch-theoreti-

schen Textes spielen? Wird es hier nicht auch die eigenartige Spannung zwischen *Assimilation* und *Dissimilation* geben, in der sich ein Zitat eng mit der neuen Umgebung verbindet, zugleich sich aber von ihr abhebt und so eine *andere Welt* in die *eigene Welt* des theoretischen Textes hineinleuchten läßt, die so die vielheitliche Ganzheit und den Reichtum dieses Textes mitbewirkt?

Soweit meine Kenntnisse reichen, ist eine solche interessante Fragestellung und ein entsprechender methodischer Ansatz in der politisch-ideengeschichtlichen Forschung, die es ja vorzüglich auch mit *literarischen Werken* von politischen „Klassikern“ zu tun hat, bisher noch nicht angewendet worden. Zwar finden sich in diesen theoretischen Texten mehr oder weniger häufig viele und vielfältige Zitierungen und Zitate von anderen Autoren und Werken, zwar geht die traditionelle Ideen- und Theoriengeschichte in ihren Untersuchungen durchaus auf derartige Zitierungen (zitierte Schriften und Autoren aus Vergangenheit und Gegenwart) ein; sie tut dies indes in aller Regel jedoch lediglich unter dem Gesichtspunkt der *Quellen-, Rezeptions- oder Wirkungsforschung*; sie will wissen und aufweisen, welche Werke und welche Autoren ihr jeweiliger „Klassiker“ gelesen und für seine Schrift benutzt hat, um auf diese Weise den Fragen nach *Einflüssen und Abhängigkeiten* und *Wirkungen*, vielleicht auch nach dessen Eigenständigkeit oder „Originalität“ nachgehen zu können.

Aus dieser (primär oder ausschließlichen) *quellenorientierten* und insofern eindimensionalen Perspektive der politischen Ideengeschichte kann natürlich eine *strukturanalytische Frage*, wie sie *H. Meyer* an seine literarischen Kunstwerke (vorzüglich an Romane) richtet, nicht zum Zuge kommen. Bei näherer Betrachtung und Überlegung kann das auch nicht verwundern. Der hauptsächliche Grund für dieses Defizit der traditionellen Ideengeschichtsforschung liegt m. E. darin, daß sie von ihrem *Textverständnis* her die Texte politischer Theoretiker kaum je als absichtsvoll geformte *literarische Werke* zur Kenntnis nimmt, deren formale Komposition und sprachliche Gestaltung mit ihrer „Botschaft“ zu einer engen, von der Kommunikationssituation und -absicht her bestimmten *Einheit* einer literarischen *Gesamtstruktur* verbunden sind – durchaus als *literarische Werke*, die entsprechend auch im Hinblick auf ihre literarischen *Formen, Gattungen* und *Strukturen* und deren *Funktion* und *Bedeutung* im Kontext der „Botschaft“ betrachtet und analysiert werden können, ja sogar *müssen*, will man ihren wahren „Sitz im Leben“ angemessen erfassen und verstehen.

In der Regel haben politische Ideenhistoriker sich nicht dabei aufgehalten, die Texte ihrer politischen Klassiker über ihre gedanklich-theoretischen *Inhalte* hinaus auch gleichrangig im Hinblick auf ihre literarischen und sprachlich-rhetorischen *Formen* zu interpretieren und dabei auch Stellung und Funktion der Zitate im Rahmen kommunikativer Strategien mitzudenken.

Eine solche Problemstellung ist ihnen im Grunde fremd. Und dies unabhängig davon, ob der ideengeschichtliche Zugriff stärker einem philosophischen, dogmengeschichtlichen oder ideologiekritischen Erkenntnisinteresse verpflichtet ist.

Allerdings gibt es meines Wissens eine bemerkenswerte *Ausnahme* von dieser Regel; kein geringerer als der bedeutende politische Philosoph *Leo Strauss* hat in seinem Buch „*Über Tyrannis*“ (1963), in dem er eine durch ihre Dichte und Intensität außerordentlich beeindruckende Interpretation von *Xenophons* Dialog „*Hieron oder über die Tyrannis*“ bietet, folgende beherzigenswerte Forderung an die textinterpretierenden Ideenhistoriker gerichtet, die er bei seinen Textinterpretationen selbst stets und intensiv berücksichtigt:

„Rechtes Verständnis dieser Lehre erfordert mehr als das Verstehen des *Inhaltes* allein. Man muß die *Form* berücksichtigen, in der diese Lehre *vermittelt* wird, denn sonst wird man den *Ort* nicht erkennen, den ihr der Autor im *Ganzen der Weisheit* zuordnet“ (S. 46, Hervorhebungen von mir – T. St.).

Im Kontext eines solchen Textverständnisses, wie es *Leo Strauss* hier entwirft, dem eine *Struktureinheit* von Inhalt und Form zugrundeliegt und nach dem eine Erkenntnis des „*Ortes im Ganzen der Weisheit*“ eines politisch-theoretischen Textes von der Berücksichtigung auch der literarischen Formelemente abhängt – durchaus im Sinn klassischer literarischer *Rhetorik* –, ist dann natürlich auch das *Zitat* als ein Teilelement solcher Texteinheiten verstehbar und deutbar. Das veranschaulicht *Strauss* durchaus an seinen *Xenophon-* und *Machiavelli-*Interpretationen. Dementsprechend kann das Forschungsinteresse an den in den theoretischen Text eingebauten Zitaten sich sinnvoll *nicht* mehr allein auf den Aspekt von Einfluß und Abhängigkeit,

d. h. auf *Quellen-* und *Wirkungsforschung beschränken*; vielmehr ist nach *Stellung, Funktion* und *Leistung* von Zitaten im Rahmen der Strukturge-

samtheit eines Textes – unter Einbeziehung der vom Autor intendierten Argumentations- und Kommunikationsstrategien – zu forschen und auch so die eigentümliche Spannung zwischen Assimilation und Dissimilation im Verhältnis von Text und Zitat zu analysieren. Erst aus dieser Perspektive wird die ideengeschichtliche Forschung zu einer angemesseneren Würdigung auch der Zitate als Strukturelemente eines politisch-theoretischen Textes gelangen können. Dies soll im Folgenden an einem konkreten, aber begrenzten Beispiel erprobt werden: an den Zitaten aus *Xenophon* in den politischen Schriften des *Nicolo Machiavelli* aus Florenz.

II.

Bevor wir uns dieser Aufgabe zuwenden können, bedarf es indes noch der Klärung *einiger* Voraussetzungen einer solchen Untersuchung; so einer kurzen Erörterung, warum hier auf die Zitierungen aus *Xenophon* in Machiavellis Schriften eingegangen werden soll und nicht auf die aus einem anderen antiken Autor. Denn es ist ja hinlänglich bekannt, daß *Nicolo Machiavelli* – in echt humanistischer Manier – viele antike, griechische wie römische Autoren, Philosophen und Historiker, in seinen Schriften („*Il Principe*“ und „*Discorsi*“ zumal) häufig und ausgiebig zitiert. Unter diesen zitierten Autoren ist *Xenophon* lediglich einer und sicher nicht der bedeutendste; er ist auch – wie leicht überprüfbar ist – bei weitem nicht der am häufigsten zitierte antike Autor bei *Machiavelli*. Warum also *Xenophon*?

Für diese Wahl waren hier *mehrere* Gründe bestimmend: einmal die Tatsache, daß es nur eine überschaubare Anzahl von *Xenophon*-Zitaten bei *Machiavelli* gibt, so daß es auch im Rahmen einer begrenzten Arbeit, wie der hier vorgenommenen möglich sein wird, sie *alle* in die Untersuchung einzubeziehen und zu analysieren. Zum anderen gilt, daß *Xenophon* – im Vergleich zu *Platon* und *Aristoteles* – nicht unbedingt zu den herausragenden politischen Denkern der Antike zu rechnen ist, gleichwohl aber von ihm ein umfangreiches und vielgestaltiges philosophisches, historisches und (was hier entscheidend ist) *politisch-theoretisches* Werk überliefert worden ist, so daß er – auch als beliebter *Schulautor* – zu den ziemlich bekannten griechischen Autoren der Antike zählt, die einen beachtlichen Beitrag auch zur „*episteme politike*“ und damit der politischen Ideengeschichte geleistet haben, zugleich aber doch in seiner literarischen Wirkung auf *Machiavelli* begrenzt und überschaubar bleibt. Der eben zitierte *Leo Strauss* hat sich in

seinen grundlegenden ideengeschichtlichen Untersuchungen zur klassischen politischen Theorie wiederholt und eingehend mit den politischen Schriften des Xenophon befaßt und die Aufmerksamkeit der Forschung erneut auf diesen sonst eindeutig im Schatten von Platon und Aristoteles stehenden Autor gelenkt. Durch die Lektüre einiger dieser Studien, vorzüglich der über „Tyrannis“ ist auch mein Interesse für Xenophon entstanden. Strauss geht auch in seinem Buch „Thoughts on Machiavelli“ (1958) sorgfältig auf die Xenophon-Zitate bei Machiavelli ein.

Schließlich bedurfte es noch eines konkreten *Anstoßes*: dieser entstand im Zusammenhang eines politikwissenschaftlichen Proseminars über *Xenophons* politische Schriften, in dem zum Schluß auch auf seine Rezeption und Wirkungsgeschichte in nachklassischer und frühneuzeitlicher Epoche eingegangen wurde. Es bot sich fast von selbst an, die für die Moderne so einflußreichen Schriften des Florentiners *Niccolo Machiavelli* exemplarisch daraufhin zu befragen, ob Machiavelli Xenophon zitiert und wie er mit diesen Zitaten umgeht, d. h. wie er sie als Strukturelemente in seine Texte und Argumentationen einbezieht und zu welchem Zweck er sie dort benutzt.

Die Ausbeute an Xenophon-Zitaten in Machiavellis „*Principe*“ und „*Discorsi*“, ist zwar nicht übermäßig groß, aber doch hinreichend und zudem bemerkenswert aufschlußreich sowohl für die *Rezeptionsgeschichte* Xenophons als auch für die „*Kunst des Zitierens*“ des Machiavelli, so daß es sinnvoll und ergiebig ist, an diesem begrenzten und überschaubaren Textmaterial die oben gestellte Aufgabe anzugehen.

Darum wird es nun im Folgenden besonders gehen. Um nun dem eigentlichen Thema dieses Beitrags näher zu kommen, schlagen wir aber noch einen doppelten *Umweg* ein; der erste führt uns noch einmal zu *Xenophon* und zu einer kurzen Vergegenwärtigung seiner Person, seines Lebens und (vor allem) seines literarischen Werkes, um im Umriß seine Stellung und Bedeutung im Rahmen der politischen Ideengeschichte zu skizzieren. Der zweite soll dann – im Hinblick auf die zu untersuchende „Zitierkunst“ des Machiavelli – skizzenhaft auf die Lesegewohnheiten der italienischen Humanisten eingehen und so den epochalen Hintergrund des Themas verdeutlichen.

III.

Wie bereits angedeutet wurde, gehört *Xenophon* nur bedingt in den Kanon der „*Klassiker des politischen Denkens*“. Sammlungen und Darstellungen

unter diesem Titel wie die von *Hans Maier*, *Horst Denzer* und *Heinz Rausch* widmen ihm entsprechend keinen eigenen Artikel. Auch in der „Einführung in die antike politische Theorie“ von *Peter Weber-Schäfer* (1976) ist ihm kein eigenes Kapitel eingeräumt. Anders allerdings in der von *Leo Strauss/ Joseph Cropsey* herausgegebenen Darstellung „History of Political Philosophy“ (Chicago ²1964 u. ö.). Dort schreibt *Christopher Bruell*, dem wir auch die einzige aktuelle Monographie über „Xenophons politische Philosophie“ (München 1990, ²1994) verdanken, über Xenophon als politischen Theoretiker; desgleichen hat auch *Walter Reese-Schäfer* in seiner kompakten und präzisen Einführung „Antike politische Philosophie“ (Hamburg 1998), Xenophon ein knappes, aber zentriertes und aufschlußreiches Kapitel gewidmet.

Das Bild Xenophons, wie es die Philosophiegeschichte oder die Geschichtswissenschaft seit alters entwirft, ist eher *zwiespältig*. Philosophiegeschichtlich steht Xenophon als Sokratesschüler und -chronist deutlich im Schatten Platons, an dem er immer wieder gemessen wird. Und in der Geschichtsschreibung kann sein Hauptwerk „Hellenika“ mit der Qualität von Thukydides klassischer Darstellung des Peloponnesischen Kriegs, als dessen Fortsetzung es gilt, nicht recht mithalten.

Trotz dieser ambivalenten Einschätzung ist es erstaunlich, wie viele Werke des Xenophon uns aus dem Altertum überliefert sind und wie breit und differenziert die Palette seiner historischen und philosophischen Themen und verwendeten literarischen Formen sind.

Einen guten und raschen Überblick über dieses vielfältige schriftstellerische Werk des Xenophon gewinnt man am leichtesten durch die Einführung von *Rainer Nickel* „Xenophon“ (Darmstadt 1979). Wem das nicht ausreicht, der sei auf den äußerst umfangreichen Artikel „Xenophon von Athen“ von *H. R. Breitenbach* in „Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaften“ (2. Reihe, 18. Band, Stuttgart 1967, Spalte 1569 - 2052) verwiesen, der erschöpfende Auskunft über alle Aspekte von Leben und Schriften des Xenophon liefert und zugleich einen Überblick über Entwicklung und Stand der Forschung dazu leistet.

Bei Nickel findet sich auch – nach einer Skizze über den *Menschen Xenophon* (Lebenslauf und Lebensdaten) – eine übersichtliche Darstellung der einzelnen *Werke*, die hier in drei Gruppen eingeteilt werden: *historische Schriften*, *pädagogisch-ethische und technologische Schriften* sowie *sokra-*

tische Schriften. Ein weiteres Kapitel faßt die Forschungsergebnisse über „Vorlagen und Quellen“ sowie „literarische Gattungen“ zusammen. Die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte findet dagegen im „Ausblick“ nur knappe Erwähnung. Offensichtlich steckt hier die Forschung noch in den Anfängen. Immerhin vermutet der Verfasser – wahrscheinlich zu Recht – daß „die Darstellung der Xenophon-Rezeption ein aufschlußreicher Beitrag auch zur (europäischen) *Bildungsgeschichte* sein könnte“ (S. 132). In diesem Kontext ist sicher auch seine Bedeutung für die *politische Ideengeschichte* auszumachen, die in unseren weiteren Überlegungen im Mittelpunkt stehen wird. Diese Bedeutung wird man indes nicht lediglich einer der drei von R. Nickel unterschiedenen Werkgruppen zurechnen können; vielmehr sind dafür Schriften und Texte quer durch sein Gesamtwerk zu berücksichtigen. Die wichtigsten und auch wirkungsgeschichtlich einflußreichsten seien hier kurz erwähnt und ihr theoretischer Charakter angedeutet.

Legt man die Werkeinteilung von R. Nickel zugrunde, so kann man sagen, daß die meisten der politisch-theoretisch relevanten Schriften Xenophons in der Gruppe der *pädagogisch-ethischen* Schriften zu finden sind. Aus der Gruppe der *sokratischen* Schriften wird man lediglich den „*Ökonomikos*“ noch hinzunehmen. Die Gruppe der *historischen* Schriften bleibt daher für sich und ausgeschlossen, was aber nicht heißen soll, daß in ihr keine politisch oder politisch-theoretisch relevanten Einzelthemen berührt werden; sie stehen aber nicht im Zentrum dieser Schriften.

Daß die *pädagogisch-ethischen* Schriften eine Vorrangstellung einnehmen, ist aus zwei Gründen – auch für die Xenophon-Rezeptions- und Wirkungsgeschichte – bemerkenswert. Einmal ist daraus zu erkennen, daß Xenophon stark an *politisch-praktischen* Fragen interessiert war und entsprechend seine politisch-theoretischen Schriften – durchaus im Verständnis und Sinn des Aristoteles – als zur *praktischen Philosophie* gehörig begreift. Das gilt auch gerade für die relativ zahlreichen kleineren „Essays“, die in den thematischen Umkreis der praktischen Philosophie gehören, auch wenn sie sich – wie etwa die „hippischen Schriften“, die sich mit der „Reitkunst“ oder der „Jagdkunst“ befassen – auf eher Handwerkliches beziehen.

Zum anderen liegt ein ausgesprochen *pädagogisches Interesse* bei Xenophon vor, das nicht zuletzt mit seiner breiten und vielfältigen Lebenserfahrung korrespondiert, die er offensichtlich auch in seinen praktisch-philosophischen Schriften weiterzugeben trachtet. Dabei verhehlt er kei-

neswegs seine Optionen für Militärwesen und militärisches Denken wie für autoritäre politische Praktiken und Grundsätze, wie besonders aus seiner Schrift „*Die Verfassung der Spartaner*“¹ und seiner generellen Hochschätzung des spartanischen Staates ersichtlich ist.

Bemerkenswert scheint mir, daß Xenophon sich – wahrscheinlich aus praktischen und politisch-pädagogischen Gründen – in speziellen Schriften auch mit Themen befaßt, die sonst im Rahmen der klassischen politischen Theorie eher vernachlässigt werden: mit Fragen der *Ökonomie* (*Oikonomikos*) und des *Steuerwesens* (*Poroi*). Die von Xenophon überlieferten Werke zu diesen Gegenständen stellen eine seltene Ausnahme dar.

Herausragende politisch-theoretische Bedeutung haben indes seit eh und je zwei andere seiner politischen Schriften, und das erklärt auch schon im vorhinein, warum sie unter den Xenophon-Zitaten bei Machiavelli das Zentrum bilden: der weitläufige Roman „*Erziehung des Kyros*“ (Kyroupädie) und der schmale Dialog „*Hieron oder über die Tyrannis*“.

Man könnte die „*Kyroupädie*“ als einen Erziehungsroman verstehen, der die Erziehung des persischen Königs Kyros von seiner Kindheit und Jugend bis zu seiner Zeit als Herrscher, d. h. also *Erziehung* und *Selbsterziehung* eines Herrschers, schildert. Dieses Werk ist eine der wenigen antiken Schriften, die die einflußreiche und langlebige literarische Gattung des „*Fürstenspiegels*“ mitbegründet hat und in dessen Traditionsgeschichte beständig als normatives Grundmuster fürstlicher Bildung und Ausbildung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zitiert wird.²

Der kleine Dialog „*Hieron*“, in dem der Dichter Simonides mit dem Tyrannen Hieron ein philosophisches Lehrgespräch führt, in dessen Verlauf das zunächst glanzvoll scheinende Leben eines Tyrannen sukzessiv als im höchsten Maße unglücklich und gefährlich erwiesen wird, gehört zweifellos zu den Gründungstexten der „*Tyrannislehre*“, die in der abendländischen politischen Ideengeschichte als das (kritisch-negative) *Gegenstück* zur

¹ Neuausgabe griechisch-deutsch von Stefan Rebenich in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1998.

² Neuausgabe griechisch-deutsch von Rainer Nickel in der Reihe Tusculum, München 1992.

„Fürstenspiegel“-Tradition gilt und daher in der Ideengeschichte der Tyrannislehre stets als Gründungstext dieser Gattung zitiert wird.³

Dies mag an dieser Stelle zur Charakterisierung der politisch-theoretischen Schriften des Xenophon genügen. Wir werden sehen, daß die Xenophon-Zitate in Machiavellis politischen Schriften alle dem „*Hieron*“ oder der „*Kyroupädie*“ entnommen sind – ein deutlicher Hinweis auf die hervorragende Dominanz dieser beiden Schriften in der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des *Xenophon aus Athen*, auch speziell bei *Niccolo Machiavelli*.

IV.

Der zweite angekündigte Umweg soll sich knapp mit den Lektüregewohnheiten der Humanisten befassen; wir erhoffen uns daraus erste allgemeine Hinweise auf die „Zitierkunst“ dieser Autoren, die uns im Hinblick auf Machiavelli von Nutzen sein könnten:

Erst vor kurzem haben *Roger Chartier* und *Guglielmo Cavallo* ein sehr materialreiches und lesenswertes Buch mit dem Titel „*Die Welt des Lesens*“⁴ herausgegeben. Der italienische Originaltitel lautet: „*Storia della lettura nel mondo occidentale*“ (1995). Unnötigerweise hat man der deutschen Ausgabe den allzu reißerischen Untertitel „Von der Schriftrolle zum Bildschirm“ beigegeben.

Für dieses Werk hat *Anthony Grafton* als 7. Kapitel einen für unser Thema einschlägigen Beitrag „Der Humanist als Leser“ geliefert, der nicht zufällig mit Niccolo Machiavelli beginnt. Denn Machiavelli hat in einem späten Brief aus der Zeit seiner Verbannung (vom 10. Dez. 1513 an seinen Freund Francesco Vettori) einige aufschlußreiche Ausführungen über seine „*Lese-kunst*“ hinterlassen. In diesem Brief schildert Machiavelli sein von der Teilnahme an der aktiven Politik abgeschnittenes Landleben auf seinem kleinen Gut außerhalb von Florenz und den alltäglichen Zeitvertreib, den er sich hier gönnt. Unter anderem heißt es dort:

„Wenn ich aus dem Wald heraustrete, gehe ich zu einer Quelle und von dort zu meinem Vogelherd. Ich habe ein *Buch* da-

³ Griechischer Text in der Loeb-Edition der Schriften des Xenophon, Bd. VII (*Scripta Minora*), London 1968, S. 2-57; deutsche Übersetzung in: Leo Strauss: *Über Tyrannis – eine Interpretation von Xenophons "Hieron"*, Neuwied 1963, S. 7-29.

⁴ Deutsche Ausgabe Frankfurt 1999.

bei, entweder *Dante* oder *Petrarca* oder einen der unbedeutenderen Dichter wie *Tibull*, *Ovid* oder dergleichen. Ich lese von ihren zarten Leidenschaften und Lieben, gedenke der meinen und vergnüge mich eine Weile bei solchen Gedanken. Dann wandere ich auf der Straße zum Gasthaus ...

Wenn es Abend wird, kehre ich heim und gehe in mein Studierzimmer. An der Tür entledige ich mich meiner mit Dreck und Staub bedeckten Alltagskleidung und ziehe herrschaftliche und höfische Kleider an. So bekleidet, wie es sich gehört, trete ich in die altehrwürdigen Höfe der Alten ein. Von ihnen liebenswürdig empfangen, nehme ich von der Speise zu mir, die allein die meine ist und für die ich geboren bin. Ich schäme mich nicht, mit ihnen zu sprechen und nach den Gründen ihres Tuns zu fragen, und sie sind menschlich genug, mir zu antworten. Und für die Dauer von vier Stunden fühle ich keine Langeweile, vergesse alle meine Sorgen, fürchte ich nicht die Armut und ängstige ich mich nicht vor dem Tode: Ihnen gebe ich mich ganz hin.“

Wie Anthony Grafton in seiner Interpretation dieses Briefs zeigt, liegen hier bei Machiavelli offensichtlich zwei verschiedene Lektüregewohnheiten vor, die sich einmal nach dem *Ort*, zum anderen nach der *Textsorte* gründlich unterscheiden.

In der freien Natur scheint Machiavelli sich vorzüglich – wie die genannten Dichternamen aus der römischen und italienischen Literatur andeuten – mit der Lektüre dichterischer Werke zu befassen, die von „Leidenschaften und Liebe“ handeln. Dazu stehen ihm offensichtlich handliche und tragfähige „Taschenausgaben“ dieser Schriftsteller (im Unterschied zu unhandlichen und schweren Codices) zur Verfügung, wie sie damals als kursiv-gedruckte Oktavausgaben gerade in Mode gekommen waren.⁵

Demgegenüber findet die seriöse, wissenschaftlich- und erkenntnisorientierte Lektüre im Studio statt, das man sich wohl mit den Büsten klassischer Autoren und ihren Codices ausgestattet vorstellen darf.

Unter diesen klassischen Autoren wird man – neben den römischen Historikern Livius und Tacitus und den griechischen Philosophen Platon und Ari-

⁵ Vgl. A. Grafton, a.a.O., S. 266f.

stoteles – wohl auch *Xenophon* vermuten dürfen; denn in einer solchen Lektüre- und Forschungssituation entstanden ab 1512 am Orte von Machiavellis Verbannung bekanntlich seine politischen Hauptwerk: das schmale Buch „*Il Principe*“, das Machiavelli ein ‘opusculum’ (ein Werkchen) nennt, und die umfangreicheren und gelehrteren „*Discorsi*“. Und – wie bereits erwähnt – finden sich in ihnen auch die *Xenophon*-Zitate, um die es uns hier geht.

Diese wird Machiavelli wohl den großen Codices der Schriften des *Xenophon* in seiner Bibliothek entnommen haben.

Davon ist auszugehen; denn die italienischen Humanisten des Quattrocento (15. Jahrhundert) wie des Cinquecento (16. Jahrhundert) verstanden sich durchwegs – in der Nachfolge vor allem von *Petrarca* – in erster Linie als Philologen, die sich mit antiken klassischen Texten, ihrer Wiederentdeckung, textkritischen Edition und inhaltlichen Kommentierung vielfältig beschäftigten. Namen wie *Lorenzo Valla*, *Leonardo Bruni* und viele andere stehen für diese philologische Grundorientierung. Zumeist waren diese Humanisten zugleich auch Historiker in dem Sinne, daß sie in der Geschichte und ihrer Beschreibung eine ‘Lehrmeisterin des Lebens’ sahen: ‘*Historia magistra vitae*’.

Man wird *Niccolo Machiavelli* von seiner Ausbildung und seiner hauptsächlich beruflichen Laufbahn sicher nicht als einen typischen und vollgültigen Humanisten dieser Art bezeichnen können; gleichwohl lassen sich an seinem literarischen Werk, speziell an seinem politischen Hauptschriften tendenziell diese philologischen und historischen Merkmale des italienischen Humanismus, seines Umgangs mit dem klassischen Erbe des griechischen und römischen Altertums aufweisen. Oder anders gewendet: Es ist an seinen Schriften offensichtlich, daß ihr Verfasser den philologisch-historischen Verfahrensweisen der Humanisten seiner Epoche durchaus verpflichtet ist, ihnen dementsprechend folgt – auch gerade im Umgang mit den Werken der klassisch-antiken Literatur in Historie und politischer Theorie. Dies läßt sich aus dem oben zitierten Brief Machiavellis durchaus entnehmen; und auch seine dort von ihm selbst charakterisierten Lesegewohnheiten sprechen für seinen Humanismus.

V.

Der britische Politikwissenschaftler *Christopher Nadon* hat vor wenigen Jahren in seiner Abhandlung „*From Republic to Empire: Political Revoluti-*

on and the Common Good in Xenophon's Education of Cyrus.⁶ Niccolo Machiavelli "Xenophon's greatest student, admiror and antagonist" genannt.

Er folgt damit den Einsichten von Leo Strauss und begründet diese These u. a. mit der Häufigkeit von Zitaten aus Xenophons Schriften bei Machiavelli: „Machiavelli mentions Xenophon more often in his major works than Plato or Aristotle combined“ (S.361). Er weist ferner darauf hin, daß Xenophons *Kyroupädie* das einzige Werk der klassischen politischen Theorie sei, das Machiavelli in seinem 'Principe' namentlich zitiert und dessen Lektüre er seinen Lesern nachdrücklich empfiehlt, indem er den Autorennamen nennt. Der Perserkönig Kyros erscheint hier als einer der vier großen Gründerfiguren bedeutender politischer Gemeinwesen des Altertums, die Machiavelli mit Bewunderung und Verehrung anführt. Diese Indizien reichen aus zu verdeutlichen, daß Xenophons politische Schriften reichlich Anregungen für Machiavellis zentrale politische Lehrstücke enthalten haben.

Ob man allerdings soweit gehen sollte, wie Georg Ellinger es tut, wenn er nachdrücklich betont, es sei wohl Xenophons knapper Dialog 'Hieron oder über die Tyrannis' gewesen, der 'die erste Anregung zum Principe gegeben' habe,⁷ scheint eher fraglich. Zumindest vermögen die von Ellinger zur Unterstützung dieser These angeführten Belege nicht voll zu überzeugen.

Gleichwohl scheint mit diesen Hinweisen und Überlegungen ein günstiger Übergang zu unserem speziellerem Thema der Xenophon-Zitate in Machiavellis politischen Schriften gefunden. Daß die für Machiavelli eigentümliche Argumentationsstrategie, aus der Anführung und Besprechung einzelner Exempla aus Vergangenheit und Gegenwart allgemein geltende Regeln politischen Verhaltens und Handelns abzuleiten, zu einem erheblichen Teil mit Hilfe von zitierten Stellen aus lateinischen und griechischen Klassikern des politischen Denkens operiert, ist eine schon alte Einsicht in seine Werke. So sind 'die antiken Quellen der Staatslehre Machiavellis' (so der Titel der zitierten Abhandlung von Georg Ellinger aus dem Jahr 1888) schon öfter zum Gegenstand der Machiavelli-Forschung gemacht worden. Dabei geht es allerdings diesen älteren Arbeiten vorwiegend um den Nachweis der Quellen zur politischen Theorie des Florentiners in antiken Schriftstellern, weniger

⁶ In: *American Political Science Review*, vol 90, Nr. 2, June 1996, S. 361 f.

⁷ Georg Ellinger: *Die antiken Quellen der Staatslehre Macchiavelli*, Tübingen 1888, S. 42.

hingegen um die eingangs skizzierte Strukturanalyse der durch diese Zitate bestimmten Textstrategien Machiavellis.

Meines Wissens hat sich – davon deutlich abweichend – zuletzt Dolf Sternberger in seinem Hauptwerk 'Drei Wurzeln der Politik'⁸ auch mit der Zitier-technik Machiavellis intensiver – im Sinne einer Strukturanalyse seiner Argumentationsstrategien – befaßt, allerdings mit Bezug auf einen anderen antiken Autor: nämlich Aristoteles und seine Tyrannislehre. Sternberger geht es in dem Kapitel 'Der alte Tyrann und der neue Fürst'⁹ darum, die Zitierweise und Zitatmontage in Machiavellis politischen Schriften, speziell den 'Discorsi' aus der 'Politik' des Aristoteles aufzuhellen und den Auswirkungen auf Machiavellis Konzept des 'neuen Fürsten' nachzugehen.

Ein auch für unsere Untersuchung bedenkenswertes Ergebnis dieser mit der direkten Gegenüberstellung der einschlägigen Textstellen bei Aristoteles und Machiavelli textvergleichend arbeitenden genauen Interpretation ist dies, daß Machiavelli – indem er relativ freizügig mit den Zitaten aus der 'Politik' des Aristoteles verfährt – den Wortsinn dieser Zitate durch deren Einfügung in einen durchaus neuartigen Gedankenhorizont bei gleichzeitigen Textschnitten und -modifikationen in ihrem Sinn oft erheblich verschiebt und damit für andere, spezifisch machiavellische Intentionen instrumentalisiert, ein Verfahren, das für Machiavelli typisch ist.

Damit gewinnen wir am exemplarischen Fall die Einsicht, daß Machiavelli nicht mehr wie in der Regel mittelalterliche Autoren, wenn sie sich auf 'den Philosophen' berufen (womit stets Aristoteles gemeint ist), zitiert, um sich auf diese Weise hinter einer kanonisch anerkannten Autorität zu verstecken, sondern daß er die (auch textlich modifizierten) Zitate funktional in seine eigenen, sich auch stark rhetorischer Textstrategien bedienenden Argumentationsmuster integriert. Da es dabei selten zu einer vollkommenen Einschmelzung der Zitate in den neuen Ideenkontext kommt, entsteht so die von Herman Meyer beschriebene Spannung der Zitate zwischen Assimilation und Dissimilation, so daß stets noch etwas von dem alten (hier: aristotelischen) Sinn in den neuen (machiavellischen) Sinnzusammenhang, den die Zitate durchaus mitkonstituieren helfen, 'hineinleuchtet'.

⁸ Dolf Sternberger: Die drei Wurzeln der Politik, (2 Bde., Frankfurt 1978).

⁹ Dolf Sternberger: a.a.O., Bd.1, S. 172-193.

Mit ähnlichen Konstellationen werden wir auch bei den Xenophon-Zitaten in Machiavellis politischen Schriften, denen wir uns jetzt konkret zuwenden wollen, zu rechnen haben.

Die hier interessierenden Xenophon-Zitate sind auf die beiden politischen Hauptwerke des Machiavelli konzentriert: auf den 'Principe' und auf die 'Discorsi', sie sind allerdings recht ungleich verteilt.

Dieser Tatbestand hat m.E. zwei Gründe: einmal sind die 'Discorsi' das bei weitem umfangreichere Werk, zugleich sind beide Schriften von ihrem Charakter als literarische Werke und entsprechend von ihrer Zielsetzung und Textstrategie grundverschieden. Bereits der volle Titel 'Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio' (Betrachtungen über die erste Dekade des Titus Livius) signalisiert, daß es sich bei den 'Discorsi' eher um eine wissenschaftlich-systematische Abhandlung handelt, während das Buch über den 'Fürsten' – wie bereits die vorangestellte Widmung an den 'erlauchten Lorenzo de' Medici' sowie das an das italienische Volk gerichtete Schlußkapitel deutlich machen – eine in doppeltem Verständnis des Wortes 'politische' Schrift ist: Eine Schrift über Politik und politisches Handeln mit zugleich eindeutigen politischen Ambitionen und Absichten des Verfassers. Auch von diesem verschiedenen Grundcharakter der Schriften mag sich die deutlich unterschiedliche Zahl der Xenophon-Zitate erklären.

Genauer unter die Lupe genommen, lassen sich die Xenophon-Zitate bei Machiavelli zunächst rein äußerlich nach zwei Gesichtspunkten sortieren: einmal danach, ob es sich um direkte Erwähnungen oder Zitierungen handelt, in denen der Name 'Xenophon' mit einer seiner politischen Schriften 'Kyroupädie' oder 'Hieron' vorkommt; zum anderen danach, ob es sich um indirekte Bezugnahmen handelt, in denen die Namen 'Cyrus' oder 'Hieron' als Namen antiker Persönlichkeiten, aber nicht als Buchtitel von Xenophon-Schriften erscheinen, von denen man aber vermuten darf, daß sie durch Machiavellis Lektüre von Xenophons Schriften angeregt und beeinflußt worden sind.

Legt man diese Unterschiede zugrunde, dann bieten Machiavellis Schriften von der ersten Sorte sieben Zitate, von der zweiten Sorte hingegen vierzehn.

Diese beziehen sich auf die beiden Hauptwerke Machiavellis folgendermaßen: (1) auf das Buch vom 'Fürsten' eines der ersten und sechs der zweiten, (2) auf die 'Discorsi' sechs der ersten und acht der zweiten Sorte.

Aus Platzgründen werden wir im Folgenden genauer allein auf die direkten Zitierungen eingehen; die indirekten werden dort, wo es zur Erhellung der direkten Zitate beiträgt, miteinbezogen, aber nicht eigens zum Thema der Untersuchung gemacht.

Wir werden mit dem 'Principe' beginnen. Die einzige direkte Zitierung Xenophons findet sich hier im 14. Kapitel, das den (lateinischen) Titel: 'Quod principem deceat circa militiam' (was einem Fürsten hinsichtlich des Heerwesens obliegt). Es ist bekannt, daß Machiavelli sich in seinen Schriften immer wieder mit allen erdenklichen Aspekten des Militärwesens auseinandergesetzt hat und daß er im Dienste der florentinischen Republik zeitweilig für die Organisation der Streitkräfte zuständig war. Vor kurzem ist in einem interessanten und aufschlußreichen Buch nachgewiesen worden, daß Machiavelli beim Festungsbau im Sommer 1503 auch mit dem von Florenz als Festungsbaumeister engagierten Leonardo da Vinci zeitweilig zusammengearbeitet hat.¹⁰

Machiavelli hat sich besonders eingehend in seiner Schrift 'Dell' Arte della Guerra' (Über die Kriegskunst) mit Fragen des Militärs und der Strategie befaßt.

So ist es nicht weiter verwunderlich, daß die einzige Xenophon-Zitierung im 'Principe' in einem Kapitel erfolgt, das sich mit dem Militärwesen beschäftigt. Ist doch eine beträchtliche Zahl der historischen und politischen Schriften Xenophons (z.B. 'Anabasis', 'Hellenika' und 'Kyroupädie') in weitem Umfang Themen ähnlicher Art gewidmet.

Machiavellis Argumentation in diesem 14. Kapitel ist zweistufig: Er setzt ein mit der allgemeinen These, ein Fürst dürfe weder ein anderes Ziel noch einen anderen Gedanken haben oder sich mit irgendeiner anderen Kunst befassen als mit der Kriegskunst, ihren Regeln und der ihr eigenen Disziplin; 'denn dies ist die einzige Kunst, die man von ihm erwartet'. Entsprechend sei die erste Ursache, die zum Verlust der politischen Herrschaft führe, die Vernachlässigung dieser (Kriegs-)Kunst. 'Und das geeignete Mittel für ihren Erwerb besteht darin, in dieser Kunst erfahren zu sein.'¹¹ Die zweite Stufe der Argumentation – gegen Ende dieses Kapitels – zielt auf die Aus-

¹⁰ Vgl. dazu Roger D. Masters: *Fortuna ist ein reißender Fluß – wie Leonardo da Vinci und Niccolò Machiavelli die Geschichte ändern wollten*, München 1999.

¹¹ N. Machiavelli: *Il Principe/ Der Fürst*. Italienisch-deutsche Ausgabe, Reclam Stuttgart 1986, S. 113.

bildung des Fürsten in der Kriegskunst. 'Was aber die Übung im Denken angeht, so muß sich der Fürst mit der Geschichte befassen und zudem die Taten hervorragender Männer studieren; er muß sehen, wie sie sich im Krieg verhalten haben...' (S. 117). Zu diesem Zweck solle er sich die Taten und Handlungen hervorragender Männer der Vergangenheit vor Augen stellen. 'So sagt man, Alexander der Große habe Achill nachgeahmt, Caesar wiederum Alexander und Scipio den Cyrus.' Und dann folgt die Erwähnung Xenophons: 'Und wer die Lebensbeschreibung des Cyrus von Xenophon liest (also die 'Kyroupädie'), wird später an Scipios Leben erkennen, wie sehr diese Nachahmung ('imitatione') zu diesem Ruhm beigetragen hat, und wie sehr Scipio sich in seiner Sittenstrenge, Leutseligkeit, Menschlichkeit und Freigebigkeit den entsprechenden Eigenschaften des Cyrus angepaßt hat, die durch Xenophon überliefert worden sind.' (S. 117)

Bemerkenswert ist, daß Machiavelli an dieser Stelle eigentlich keine spezifisch militärischen Tugenden aus Xenophons Cyrus-Darstellung angibt, sondern die allgemeinen Herrschertugenden, wie sie traditionellerweise zum Tugendkataolg der 'Fürstenspiegel' gehören, zu deren Gründungstexten bekanntlich Xenophons 'Kyroupädie' zu rechnen ist.

Den Hinweis, daß Scipio Africanus die 'Kyroupädie' beständig mit sich geführt habe, verdankt Machiavelli sicher Cicero, der in seinen 'Tusculanischen Gesprächen' von Scipio sagt, 'itaque semper Africanus Socraticum Xenophontem in manibus habebat...' ('deshalb hatte Africanus immer den Xenophon, den Schüler des Sokrates, unter den Händen', Buch II, 62).

An dieser ersten und einzigen Erwähnung der 'Erziehung des Kyros' des Xenophon im 'Principe', die eigentlich nicht als ein präzises Zitat identifizierbar ist, läßt sich erkennen, wie Machiavelli den viel allgemeiner gemeinten Sinn der Fürstenspiegel-Tugenden bei Xenophon auf Feldherren- und Strategentugenden eingrenzt. Zwar spielen auch in der 'Erziehung des Kyros' Militärwesen und Strategie im Konzept der Fürstenerziehung eine wichtige, aber nicht die alleinige Rolle; Machiavelli verstärkt indes in seinem Text diesen Aspekt dadurch entschieden, daß er die anderen allgemeineren Aspekte der Tugendlehre des Xenophon als für ihn offensichtlich hier unerheblich übergeht und ausblendet.

Wir werden gleich an den weiteren Xenophon-Zitaten bei Machiavelli erfahren können, daß er zudem die taktischen, mitunter sogar die täuschenden oder verhüllenden Aspekte im politischen Verhalten des Fürsten, die bei

Xenophon zwar auch vorkommen oder mitschwingen, aus dem Gesichtspunkt der Staatsräson verabsolutiert und deutlich übersteigert, um sie so in sein Bild des 'neuen Fürsten' einpassen zu können. Dies entspricht exakt auch der Vorgehensweise Machiavellis mit den Aristoteles-Zitaten, wie Dolf Sternberger sie in seinem oben angeführten Buch analysiert und kritisiert hat.

Das einzige direkte Xenophon-Zitat im Buch über den 'Fürsten' haben wir betrachtet; alle anderen Zitate dieser Kategorie finden wir in den 'Discorsi', denen wir uns jetzt zuwenden. 'Die Betrachtungen über die erste Dekade des Titus Livius' enthalten fünf Zitierungen aus der 'Kyroupädie' und eine weitere aus dem Dialog 'Hieron'. Ich gehe zuerst auf die Zitate aus der 'Kyroupädie' ein. Das erste findet sich in Buch II, Kap. 13, das den Titel 'Aus niederem Stand gelangt man eher durch Betrug zu hoher Stellung als durch Gewalt' trägt.

In diesem Kapitel nimmt Machiavelli die Thematik 'wie man eine Herrschaft erwerben kann?' auf, die er auch schon im 'Principe' traktiert hat. – Seine Ausgangsthese lautet, daß es selten oder überhaupt nie vorkomme, daß Menschen aus kleinen Verhältnissen ohne Gewalt und ohne Intrigen zu hohem Rang gelangen. Er glaubt auch nicht, daß Gewalt allein jemals hinreicht, wohl werde man finden, daß List allein ausreicht. (Discorsi, S. 201ff.) Damit schlägt Machiavelli ein Thema an, das im frühneuzeitlichen politischen Denken – etwa bei B. Gracian oder J. Lipsius – einen festen Platz innehat¹² und zu dem dieses Denken eine differenzierte Kasuistik entwickelt hat. Es verstand sich in diesem Kontext, daß man dafür – da christliche Belege sich dazu schwerlich anführen ließen – auf das antike Erbe des politischen Denkens zurückgriff und sich auf Zitierungen aus antiken Autoren zur Begründung dieser Argumentation stützt. So hier Xenophon, denn: zum Beleg für die Richtigkeit dieser These wird Xenophon von Machiavelli angeführt: Xenophon weise in seinem Leben des Cyrus auf die Notwendigkeit (*necessità*) hin, andere zu täuschen, da der erste Feldzug des Cyrus mit aller Tücke geführt worden sei und Cyrus mit List und nicht mit Gewalt sein Reich erobert habe. Aus der möglichen Anwendung von List und Betrug bei Xenophon wird durch Machiavelli eine notwendige, zwingende; aus den illustrativen *exempla* werden *praecepta* (Vorschriften, Handlungs-

anweisungen), die den Charakter des Politischen und der politischen Anthropologie entsprechend einseitig bestimmen.

Auch die folgende Erwähnung Xenophons in den 'Discorsi' bezieht sich wieder auf die 'Erziehung des Kyros'; sie findet sich im III. Buch, 20. Kapitel, das den auf den ersten Blick eher 'unmachiavellistischen' Titel trägt: 'Ein Beispiel der *Menschlichkeit* vermochte mehr bei den Faliskern als die römische Waffengewalt.'

Wieder ist die Geschichte als Lieferantin von exemplarischen Geschichten 'Lehrmeisterin'; aus ihr gewinnt Machiavelli seine Regeln der politischen Handlung.

Der Anfang des Kapitels geht auf eine Episode aus der frühen Geschichte der römischen Republik zurück, die Livius in Buch V, cap. 17 erzählt. Darin löst das menschliche und rechtschaffene Verhalten des römischen Feldherren Camillus bei den belagerten Faliskern Bewunderung und Anerkennung aus, so daß sie sich nicht länger verteidigen, sondern entschließen, dem Camillus ihre Stadt widerstands- und kampflos zu übergeben. Die Regel politischer Praxis, die Machiavelli aus dieser und vergleichbaren anderen historischen Episoden ableitet, lautet, daß manchmal (aber nicht immer!) ein Akt der Menschlichkeit und Güte mehr über die Gemüter der Menschen vermag als eine grausame, gewalttätige Handlung.

Die Geschichte enthält auch derartige Beispiele; und die Schriftsteller, die das Leben der Großen beschreiben oder Regeln für deren Leben aufstellen, heben solche Exempla lobend hervor.

Von diesen Schriftstellern führt Machiavelli wiederum nur Xenophon namentlich an; er hat sich am Leben des Kyros zu zeigen bemüht, 'welche Ehren, wieviel Sorge und welch hohen Ruf sich Kyros dadurch erwarb, daß er *menschlich* und *freundlich* war und daß er sich weder Hochmut, Grausamkeit, Verschwendungssucht noch irgendein anderes Laster, das das Leben der Menschen befleckt, zuschulden kommen ließ'.¹³ Daß Xenophon Menschlichkeit und Freundlichkeit des Kyros herausgestrichen habe, wird auch schon von Cicero nachdrücklich hervorgehoben; in seinen 'Briefen an den Bruder Quintus' (I, 1, 23) findet sich eine entsprechende Stelle: '...eine

¹² Vgl. Harro von Senger (Hg.): Die List, Frankfurt 1999; Ursula Geitner: Die Sprache der Verstellung, Tübingen 1992; Gerhart Schröder: Logos und List, Königstein/Ts. 1985.

¹³ N. Machiavelli: Discorsi, ed. R. Zorn, Stuttgart 1977, S. 343.

solche Persönlichkeit ist Xenophons berühmter 'Kyros', den er nicht der historischen Wirklichkeit entsprechend, sondern als das Idealbild eines gerechten Herrschers dargestellt hat; jener Philosoph (= Xenophon) verbindet in Kyros' Person äußerste Konsequenz mit ungewöhnlicher *Freundlichkeit*. In ihm findet sich nämlich alles, was zu den Verpflichtungen eines umsichtigen und maßvollen Herrschers gehört.'

Machiavellis Einschätzung scheint mit der des Cicero übereinzustimmen; doch der Schein trügt; denn es gibt eine fundamentale Differenz in den beiden Bezugnahmen auf Xenophons Kyros-Darstellung; bei Cicero handelt es sich um eine *substantielle* Aussage, die dort hervor den vorbildlichen Herrscher Kyros erfassen will; bei Machiavelli hingegen handelt es sich um eine *funktionelle* Aussage, die sich auf die Zweckrationalität des politischen Verhaltens von Kyros bezieht. Im Kontext der Argumentation von Machiavelli in diesem Kapitel verliert der bereits im Titel verwandte Begriff 'Menschlichkeit' (*umanità*) seinen substantiellen Gehalt als *Zielpunkt* politischen Handelns und wird zum taktischen *Mittel* eines auf Erfolg ausgegerichteten politischen Kalküls. Im Rahmen dieser leitenden Argumentationslinie wird auch Xenophons Darstellung des Kyros als Idealbild des Königs zweckrational funktionalisiert und verliert seinen ursprünglichen, von Cicero noch genau getroffenen substantiellen Sinn – ein weiteres Beispiel dafür, wie Machiavelli seine Klassikerzitate funktional in seine frühneuzeitliche Politik-Konzeption integriert.

Diese Grundtendenz der Funktionalisierung politischer Grundwerte setzt Machiavelli auch im übernächsten Kapitel – wieder unter zweifacher Einbeziehung der 'Kyroupädie' des Xenophon – fort: Kapitel 22. des III. Buches läßt bereits in seinem Titel diese Absicht durchscheinen: 'in Härte der Manlius Torquatus und die Menschlichkeit des Valerius Corvinus erwarben beide den selben Ruhm.' Es geht hier um den – durch historische Exempla illustrierten – Versuch zu zeigen, daß *Härte* und *Menschlichkeit* im Hinblick auf die Gewinnung von Herrscherruhm funktionsäquivalent oder gleichwertig sind: Wieder mit Bezug auf Livius (Buch VII., 10) werden zwei römische Feldherren (Manlius Torquatus und Valerius Corvinus) verglichen: hinsichtlich ihrer Tüchtigkeit, ihrer Triumphe und ihres Ruhmes sind sie ebenbürtig; „jeder von ihnen hatte diesen Ruhm durch die gleiche Tüchtigkeit gegenüber dem Feind erworben“. Doch auf die Feststellung dieser Gleichheit kommt es Machiavelli nicht eigentlich an; wichtiger für seine Argumentation ist, daß die beiden, 'was das Kommando über die Heere und

die Behandlung der Soldaten betraf, ...völlig verschiedene Methoden' hatten. Der erste 'jede Art von Strenge, ohne seinen Soldaten Strapazen und Strafen zu erlassen', der andere 'in jeder Hinsicht menschlich und mit familiärer Vertraulichkeit'. Angesichts der extremen Verschiedenheit der Methoden betont Machiavelli nachdrücklich: 'Trotz der so großen Verschiedenheit ihres Verhaltens zogen beide *denselben Nutzen* gegenüber dem Feind als auch zugunsten des Staates und zum eigenen *Vorteil*.'

Aus dieser Einschätzung zieht Machiavelli nun keineswegs den denkbaren Schluß, es sei – angesichts dieser beiden Beispiele – daher gleichgültig, welche Methode ergriffen wird. Es kommt ihm viel mehr darauf an, genau die *Rahmenbedingungen* zu erörtern, unter denen die beiden verschiedenen Methoden zu gleichen Resultaten führen und es erweist sich, daß diese Bedingungen, aber auch die Charaktere der Handelnden verschieden sind; d. h. die *Handlungssituation (occasione)* entscheidet letztlich darüber, welche Methoden zum Erfolg führen. Hier waltet gewissermaßen *Notwendigkeit (necessita)*.

So bleibt für Machiavelli noch zu unterscheiden, welches Verfahren *löblicher* sei. Und bei den Erwägungen zu diesem Thema führt er wiederum Xenophons 'Erziehung des Kyros' an.

Er geht dabei davon aus, daß die Schriftsteller, die über die Regierungsmethoden eines Machthabers schreiben, mehr dem Valerius als dem Manlius zuneigen, d. h. eher zu Menschlichkeit als zu Härte oder Strenge raten. So auch Xenophon, der bei der Schilderung der vielen Beispiele der Menschlichkeit des Kyros ganz mit dem übereinstimme, was Titus, Livius über Valerius sage (S. 349).

Die Frage der Löblichkeit der Methode entscheidet Machiavelli interessanterweise durch einen Rückgriff auf die *Verfassung* des Staates; für die auf Gesetzen beruhende *Republik* sei die *Strenge*, während *Menschlichkeit* eher für einen *Monarchen* angemessen sei, die auf persönlicher Bindung beruhe. Denn: „wenn wir..., wie Xenophon, einen Fürsten im Auge haben, so neigen wir völlig der Handlungsweise des Valerius zu und nicht der des Manlius; denn ein Fürst muß bei seinen Soldaten und seinen Untertanen Gehorsam und Liebe zu erwerben suchen; Gehorsam verschafft er sich durch die Beachtung der Gesetze und durch den Ruf der Tüchtigkeit, Liebe erwirbt er sich durch Leutseligkeit, Menschlichkeit, Milde und den anderen Eigenschaften, die Valerius besaß und die Xenophon am Kyros beschreibt.“

Die allgemeinen Herrschertugenden, die traditionell seit Xenophons 'Kyrupädie' die Tugendkataloge der Fürstenspiegel ausmachen, wurden von Machiavelli hier wieder in eine enge Zweck-Mittel-Relation integriert: Sie sind keine *Zielwerte* oder *Güter* des politischen Handelns und Verhaltens mehr, sondern unterstehen funktional der frühneuzeitlichen Rationalität des Politischen, wie es sich im Konzept der 'Staatsräson' – nicht zuletzt durch Machiavelli – ausbildet.

Im 39. Kapitel des III. Buches der 'Discorsi' wird ein weiteres und letztes Mal auf Xenophons 'Erziehung des Kyros' eingegangen. Es handelt sich hier – wie bereits die Kapitelüberschrift zu erkennen gibt – um ein militärisches Problem: 'Ein Feldherr muß Geländekenntnisse besitzen'¹⁴. Ohne eine solche Gelände- und Länderkenntnis könne kein Feldherr 'etwas ordentliches leisten.' Kenntnisse dieser Art seien nicht theoretisch zu erwerben, sie verlangen schlicht *praktische Übung*. Und hier erfolgt der direkte Bezug auf Xenophon, der – sowohl in seiner 'Erziehung des Kyros' als auch in seiner kleinen technischen Schrift 'Kynegetikos'¹⁵ wiederholt darauf hinweist und ausführlich darstellt, daß man durch die Jagd besser als auf anderem Wege militärisch-strategische Kenntnisse zu erwerben vermöge. Machiavelli zitiert dazu aus Xenophon folgende Episode: Als Kyros seine Vorbereitungen zur Schlacht gegen den Armenier-König traf, habe er seine Leute daran erinnert, 'daß dies nichts anderes wäre als eine der Jagden, die sie so oft mit ihm unternommen hätten'. Dieses Zitat dient Machiavelli dazu, den Beweis zu führen, 'daß die Jagd nach Xenophons Ansicht das *'Bild des Kriegs sei'*. Zu dieser begrenzten Thematik hat Machiavelli ganz offensichtlich Xenophon am sachlichsten interpretiert; daß er dies auch an dieser Stelle nicht um der Sache des Xenophon willen unternimmt, davon ist auszugehen. Indes es erfolgt hier keine nennenswerte Umdeutung und Funktionalisierung des xenophontischen Textes.

Wir haben schließlich noch eine Xenophon-Stelle zu betrachten – dieses Mal nicht aus der 'Kyrupädie', sondern aus dem Dialog 'Hieron oder über Tyrannis'; diese *einzigste Zitierung dieser Xenophon-Schrift findet sich im zweiten Kapitel des II. Buches unter dem etwas weitläufigen Titel 'Mit welchen Völkern die Römer zu kämpfen hatten und wie hartnäckig diese ihre Freiheit verteidigten'*. Machiavelli geht dabei von der historischen Erfah-

¹⁴ N. Machiavelli: Discorsi, S. 390 ff.

¹⁵ Vgl. Xenophon: Scripta Minora, a.a.O., S.366 ff.

rung aus, daß Liebe zur Freiheit, welche viele Völker damals so hartnäckig verteidigten', den Römern ihre Eroberungen und Unterwerfungen so schwer gemacht haben.

Es ist für ihn leicht zu erkennen, 'woraus bei den Völkern diese Liebe zur Freiheit entspringt.' Es sei vor allem die Förderung des Gemeinwohls; das Gemeinwohl mache letztlich die Größe der Staaten aus. Das Gemeinwohl werde indes nur in *Republiken* beachtet und wirksam gefördert, insofern hier viele daran interessiert sind und Nutzen daraus ziehen.¹⁶ Anders unter der Herrschaft eines einzigen Machthabers, unter einer Tyrannis; solche Staaten kommen nicht mehr voran; sie nehmen weder an Macht noch an Reichtum zu. Es folgt an dieser Stelle eine genauere Analyse der Tyrannis. Durchaus im Sinne der aristotelischen 'Politik' argumentiert Machiavelli in die Richtung, daß ein Tyrann nicht das Gemeinwohl, sondern seinen eigenen Vorteil fördere. Daher erfordert sein egoistisches Interesse, daß der Staat zersplittert bleibt und sich kein echtes bürgerliches Gemeinwesen herausbilde. Die Eroberungen des Gewalthabers nutzen ihm allein und nicht seinem Vaterland, das unter einem solchen Regime Schaden nimmt.

Zur Unterstützung und Verstärkung seiner Argumentation wird an dieser Stelle Xenophon bemüht: 'Wer diese meine Meinung durch zahllose andere Argumente bestätigt wissen will, der lese Xenophons *Traktat über die Tyrannis*.' Denn es sei kein Wunder, daß die Völker die Tyrannen mit solchem Haß verfolgten und das Leben in Freiheit liebten, ja daß schon das Wort Freiheit von ihnen so hoch geschätzt wurde. Zum Beleg dafür führt Machiavelli noch eine Anekdote aus Livius an, die in späterer Zeit in Syrakus spielt und nichts mit dem Hieron des Xenophon zu tun hat und an der er die Liebe zur Freiheit der von der Tyrannenherrschaft befreiten Bürger von Syrakus exemplifizieren will. Das Merkwürdige an dieser Erwähnung von Xenophons Schrift über Tyrannis, die als ein Dialog zwischen dem Dichter Simonides und dem syrakischen Tyrannen Hieron gestaltet ist, besteht darin, daß auf das eigentliche *Lehrgespräch* und seine Argumentationsführung von Machiavelli mit keinem Wort oder Hinweis näher eingegangen wird. Offenbar genügt es ihm, bei dieser kritischen Erörterung der Tyrannis auf den auch seinen Zeitgenossen bekannten Xenophon-Dialog zu verweisen, ohne auf ihn genauer einzugehen. Dolf Sternberger hat ja in dem eingangs zitierten Werk 'Die drei Wurzeln der Politik' hinreichend sorgfältig heraus-

¹⁶ N. Machiavelli: *Discorsi*, S.168.

gearbeitet, daß Machiavelli seine Konzeption des 'neuen Fürsten' aus einer problematisch einseitigen Interpretation und Rezeption der aristotelischen Tyrannislehre gewonnen hat. Dazu scheint die Zitierung von Xenophons 'Hieron' in einer argumentativen Nähe und Ergänzung zu stehen.

V.

Soweit die Betrachtungen zu den von uns sogenannten 'direkten' Zitierungen des Xenophon in Machiavellis politischen Hauptschriften. Versuchen wir, daraus abschließend noch einige Ergebnisse zu formulieren.

1. Sowohl aus der *Gesamtzahl* als auch aus dem *Gewicht* der Xenophon-Zitierungen bei Machiavelli läßt sich – gerade auch im Vergleich zu den großen Klassikern Platon und Aristoteles – wohl der Schluß ziehen, daß Xenophon für den Florentiner als einer der wichtigsten Klassiker des politischen Denkens – deutlich über die sonstige Reputation Xenophons hinaus – zu gelten hat. Zum Vergleich: Aristoteles wird in den 'Discorsi' viermal, Platon einmal erwähnt; im 'Principe' beide nicht einmal. Von dem modernen Machiavelli-Forschern und Interpreten hat offensichtlich *Leo Strauss* als einziger dieser Tatsache Rechnung getragen: Einmal in seinem Xenophon-Buch 'Über Tyrannis', in dem etliche Verweise auf Machiavelli, und in seinem Machiavelli-Buch 'Thoughts on Machiavelli', in dem er entsprechend viele Verweise auf Xenophon macht.

Der klassische Philologe *Karl Reinhardt* hat vor gut einem halben Jahrhundert eine Abhandlung über 'Thukydides und Machivelli' publiziert; es würde sich lohnen, eine Parallelabhandlung über 'Xenophon und Machiavelli' zu schreiben, um den Beziehungen im historischen und politischen Denken beider Autoren genauer und systematischer nachzugehen. Dies steht noch aus.

2. Nicht in jedem Fall der Zitate, wohl aber deutlich überwiegend läßt sich – durchaus in enger Korrespondenz zu dem oben skizzierten *Lesegewohnheiten* des humanistisch gebildeten Machiavelli – eine entsprechende 'Zitierkunst' aus den wenigen exemplarischen Beispielen aus Xenophon wohl nur in Umrissen erschließen.

Um das Wichtigste einer solchen „Zitierkunst“ hervorzuheben: Das Spezifische und Auszeichnende an dieser 'Zitierkunst' des Machiavelli scheint die durchgängig deutliche, mitunter sogar in ihrer Rigorosität bedenkliche '*Funktionalisierung*' des Zitierten auf die vom Autor in seiner Werkidee in-

tendierte Interpretationsrichtung. Oder anders gewendet: Machiavelli geht es bei diesen Zitierungen nicht darum, dem zitierten Autor und seinem Text gerecht zu werden oder diesen Autor als *Autorität* heranzuziehen. Er setzt sie vielmehr eindeutig als *Mittel* zu seinen eigenen *Zwecken* ein. Dazu gehört auch, daß *substantielle Zielwerte* in den Zitaten (wie Menschlichkeit) im Rahmen der neuartigen Politikkonzeption als *Mittel funktional* in Dienst genommen werden.

Diese Einschmelzung – das hatten einige der behandelten Beispiele erkennen lassen – gelingt nicht immer völlig, so daß die von Herman Meyer angemerkte 'eigenartige *Spannung* zwischen *Assimilation* und *Dissimilation*' durchaus bestehen bleibt; sie ist indes nicht dysfunktional, sondern setzt durchaus kreative Möglichkeiten der Interpretation der angesprochenen Themen frei.

3. Erwähnenswert bleibt schließlich noch, daß die *äußere Form* und *Abfassung* der Zitate nicht den Usancen und Standards entspricht, wie sie heute üblicherweise gelehrt werden und gewohnt sind. Darin unterscheidet sich Machiavelli aber nicht von den zeitgenössischen Humanisten: Es gibt in der Regel keine Zitatnachweise in Fußnoten, exakte bibliographische Hinweise gar oder Seitenangaben, die das Auffinden der Zitate ermöglichen; es wird häufig ungenau und ungefähr aus dem Gedächtnis zitiert – und das trotz der erwähnten philologischen Grundorientierung der Humanisten. Dies entspricht dem lockeren Umgang mit dem Texten der Klassiker.

In anderer Hinsicht aber unterscheidet sich Machiavelli durch die dominante *Funktionalisierung* des Zitierten durchaus positiv und wohltuend von mitunter üblicher humanistischer Zitierpraxis: in seinen politischen Schriften findet sich keine maß- und funktionslose *Zitatanhäufung* wie sie bei den Humanisten unter der Bezeichnung '*Cento*' (=Flickenteppich) geläufig und gebräuchlich war.¹⁷

Kehren wir zum *Schluß* nochmals an den Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurück: Wir hatten im Anschluß an die Lektüre von Herman Meyers 'Das Zitat in der Erzählkunst' die Frage gestellt: 'Kann nicht auch im Hinblick auf politisch-theoretische Texte ganz ähnlich nach der Rolle gefragt

¹⁷ Vgl. Artikel 'Cento' in Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. I, S.293/4. Vgl. auch: Th. Verwegen/G. Witting: Der Cento – Eine Form der Intertextualität von der Zitatmontage zur Parodie, in: Euphorion – Zeitschrift für Literaturgeschichte, Bd. 87, 1993, S. 1 - 27.

werden, die *Zitate* in der das einzelne übergreifenden *Gesamtstruktur* eines politisch-theoretischen Textes spielen?"

Wir haben das anhand der begrenzten Anzahl der Xenophon-Zitate in Machiavellis politischen Schriften versucht. Trotz dieses begrenzten Textmaterials kann die eingangs gestellte Frage bejaht werden. In Machiavellis Schriften spielen die Zitate durchaus eine integrale Rolle in der Gesamtstruktur des Texts (Kapitel) und der Argumentationsstrategie des Autors, für die sie oft streng funktionalistisch sind, ohne indes jeweils voll eingeschmolzen werden zu können.

So bleibt die eigentümliche Spannung zwischen Assimilation und Dissimilation bestehen, in der sich ein Zitat eng mit der neuen Textumgebung verbindet, zugleich sich aber auch von ihr abhebt und so eine *andere* Welt in die *eigene* Welt des theoretischen Texts hineinleuchten läßt, um so die vielheitliche Ganzheit und den Reichtum politisch-theoretischer Texte mitzukonstruieren.

Die Universität, die universitäre Geschichtswissenschaft und die Entwicklung kollektiven historischen Wissens. Bemerkungen aus aktuellem Anlaß*

Von Wolfgang E. J. Weber

Spätestens die sogenannte Goldhagen-Debatte hat es hinlänglich klar gemacht: In zentralen Fragen unseres historischen Wissens bzw. unserer Geschichtskultur wird die Stimme der Geschichtswissenschaft als der eigentlich zuständigen universitären Instanz kaum mehr vernommen. Was sie sagt – in diesem Fall: daß die Argumentation des Soziologen Goldhagen in zentralen Hinsichten haltlos ist – erscheint weitgehend unerheblich für die breitere Öffentlichkeit. Statt dessen ist die Funktion, historisches Tatsachen- und Orientierungswissen zu verbreiten und in einem öffentlichen Diskurs fortzuentwickeln, an die Medien gefallen. Über sie wesentlich vollzieht sich die Weitergabe geschichtlicher Kenntnis an die nachwachsenden Generationen. Sie bieten das entscheidende Forum zum Austausch derjenigen Informationen und Meinungen, welche heute die unterschiedlichsten Gruppen und Individuen in lokaler, regionaler, nationaler, verstärkt europäischer oder gar universaler Perspektive sich aneignen und hervorbringen. Und sie bestimmen deshalb über die öffentliche Präsenz oder Nichtpräsenz und damit das Wohl und Wehe geschichtswissenschaftlicher Argumente.

Ist diese Entwicklung unvermeidlich, kann sie korrigiert werden, ist sie gar zu begrüßen? Bieten insbesondere ins bewegte Bild gesetzte Geschichten ähnliches oder gleiches, vielleicht sogar ‚besseres‘ historisches Wissen als dasjenige, welches in historischen Seminaren mehr oder weniger mühsam gelehrt und – im besten Falle – auch gelernt wird? Meines Erachtens besteht aller Anlaß, sich als professioneller Historiker oder zumindest spezifisch ausgebildeter bzw. interessierter Zeitgenosse über diese Fragen nachhaltig Gedanken zu machen. Denn trotz aller Neigung, unsere Gegenwart und die unmittelbare Zukunft als im Wesentlichen neu, unvergleichbar, unähnlich zu sehen: Die Explosion historischer Museen und Ausstellungen, die ungebrochene Welle historischer Romane und Filme, historisch orientierte Talkshows und vieles mehr – alle diese Phänomene belegen ein eher noch wach-

* Geringfügig überarbeitete Fassung des Vortrags vom 18. Juni 2000, der im spezifischen Kontext der Augsburgsburger Lehrtätigkeit und Graduiertenkollegarbeit stand. Die Publikation einer verallgemeinerten, systematisierten und wesentlich erweiterten Version ist in Vorbereitung.

sendes Bedürfnis nach Kenntnis der Vergangenheit, auch wenn diese Kenntnis anders genutzt wird (und werden soll) als noch vor wenigen Jahrzehnten. "Weniger die distanzierte und distanzierende Analyse ist gewünscht, vielmehr die erzählende Aneignung der Geschichte als Teil unserer selbst; weniger das Wissen um die Vergangenheit, um daraus zu lernen und ihre gegebenenfalls weiterbestehenden Wirkungen zu lockern und zu überwinden, als vielmehr die Erinnerung an die Wurzeln, aus denen man stammt" (J. Kocka). Umgang mit Geschichte als Erinnerungsarbeit zwecks Stärkung der je eigenen Identität und Individualität, insofern auch als eine Art Therapie bis hin vielleicht zur Beschäftigungstherapie – ungeachtet dieses Funktionswandels oder zumindest Akzentwechsels: Aneignungs- und Verarbeitungsprozesse historischen Wissens finden also nach wie vor statt und damit stellen sich auch die mit diesen Prozessen verbundenen Probleme nach wie vor. Die Frage ist und bleibt ‚nur‘, ob die herkömmlichen Verfahren ihrer Lösung noch tauglich sind oder nicht.

Lassen Sie mich im vorliegenden Rahmen diese Perspektiven auf folgende Weise weiter entwickeln. Ich skizziere in einem Hauptteil historisch – und zwar universitätshistorisch, weil der originäre und legitime Ort der Geschichtswissenschaft die Universität war und ist – den bisherigen Beitrag der Universität bzw. des Faches Geschichte zur historischen Überlieferung und zur Entwicklung kollektiven historischen Wissens. In einem abschließenden, knapperen Durchgang setze ich dann annäherungsweise systematisch-gegenwartsbezogen an, gefolgt von einem entsprechenden Resümee.

Zunächst sei jedoch nochmals auf die Form des Wissens zurückgeblendet, mit dem wir es zu tun haben. Historisches Wissen beschränkt sich nicht auf *Tatsachenwissen*, also die Kenntnis geschichtlicher Personen, Ereignisse usw. Vielmehr schließt es auch *Orientierungswissen* ein, worunter sowohl grundsätzliche Einsichten – wie z.B. das historische Gewordensein jeder Gegenwart – als auch spezifische – etwa die Erkenntnis der konkreten Besonderheit der eigenen Biographie – zu fassen sind. Sowohl die korrekte Ermittlung jeglichen Tatsachenwissens als auch die Erarbeitung und der Einsatz von Orientierungswissen erfordern schließlich historisches *Methodenwissen*. Erst diese drei Formen des historischen Wissens zusammen genommen machen denjenigen Komplex geschichtlichen Bewußtseins aus, von dem auch heute noch anzunehmen ist, daß er für den Zusammenhalt und die gemeinsame Schicksalsbewältigung der Gruppen und Gesellschaften unerläßlich ist.

In welcher Weise trug und trägt die Universität bzw. die universitäre Geschichtswissenschaft für welche dieser Wissensformen was bei? Wir müssen uns angesichts des begrenzten Rahmens wie angekündigt auf eine Skizze beschränken.

Die *Universität des Mittelalters*, bekanntermaßen seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert existent, zahlenmäßig bis um 1500 auf rund 70 angewachsen, verfocht bekanntermaßen ein *scholastisches Wissenschaftsmodell*. Ihr Zweck, die Sicherung und Weitergabe höheren Wissens auf neuartiger institutioneller Basis, bezog sich auf diejenige Verbindung der christlichen Offenbarung mit antikem Denken, welches die Kirchenväter und die Kirchentradition kanonisiert hatten und fortlaufend kanonisierten. Entsprechend bildete sie relativ starre Formen des Wissensumgangs bzw. des Lehrens und Lernens aus, obwohl die höheren Fakultäten des Rechts und der Medizin aus der Praxis nicht zu unterschätzende Impulse erhielten. Ihr Beitrag zur Traditionsstiftung und Überlieferung bestand demgemäß zunächst eher in Äußerem. Die scholastische Universität schuf materielle Zeugnisse in Gestalt von Gebäuden, Ausstattungen, Gebrauchsgegenständen und sonstigen Objekten, denen nicht nur Informationen zum Universitätsleben selbst, sondern auch zu den jeweiligen allgemeineren Zeitverhältnissen entnommen werden können. Sie produzierte und häufte ferner entsprechende schriftliche Informationsträger, also Manuskripte und Texte diverser Art an. Sie begann außerdem bereits, derartiges Gut in eigenen Sammlungen (Archiven, Bibliotheken) zusammenzustellen und aufzubewahren. Darüber hinaus stiftete sie akademische Traditionen – z.B. die Semestereinteilung, akademische Titel, Rituale, Symbole wie die Rektorenkette –, die bis zur Gegenwart anhalten, ihre Trägerin dadurch als eine der historisch stabilsten Institutionen der Weltgeschichte ausweisen und die Basis für eine die europäische Geschichte maßgeblich bestimmende soziale Elite bilden.

Aber auch ausdrücklich historisches Wissen schloß ihr wissenschaftlicher Horizont ein. Der zeitgenössische Leitbegriff *historia* bezeichnete zwar keine eigene Disziplin, sondern eine Darstellungsgattung bzw. ein Wissensfeld, die – man beachte den philologischen Charakter – Geschichtsschreibung. Der wichtigste Anlaß, sich mit ihr zu beschäftigen, ergab sich aus der Auffassung der *historia* als einer der Darstellungsformen oder Auslegungsarten der Heiligen Schrift, also als geschichtliche Faktenerzählung. Die Frage danach, ob die biblische Erzählung sich auf Beschreibung wahren Geschehens beschränke oder auch symbolisch aufzufassen sei, mithin einen hinter dem bloßen Wortlaut stehenden Sinn enthalte, gab zu scharfsinnigen

exegetischen und damit theoretisch-methodischen Bemühungen Anlaß. Inhaltlich war die in der Offenbarung grundlegende Heilsgeschichte mit der profanen Geschichte – und umgekehrt – zu korrelieren. Der Schwerpunkt der eigenen historiographischen Produktion des Mittelalters in Gestalt von Annalen, Chroniken, Biographien und Kosmographien lag allerdings eindeutig außerhalb der Universität. Und das Selbstverständnis der Individuen, Gruppen und Gesellschaften war ebenso eindeutig religiös-heilsgeschichtlich orientiert, seine Produzenten und Kritiker entsprechend genuin religiöse Experten.

Schon anders gestalteten sich die Verhältnisse in der Herausforderung der Universität durch den Humanismus, also in Italien ab dem 14. Jahrhundert. Sein Ansatz war bekanntermaßen, das antike Wissen nicht mehr lediglich als *praeparatio evangelica* anzuerkennen, sondern als eigenständige, tendenziell gleichwertige Lebensgestaltungsoption zu würdigen. Bereits die Notwendigkeit, in diesem Kontext das Verhältnis der Gegenwart zur Antike näher zu bestimmen, richtete das humanistische Denken verstärkt auf Geschichte aus. Ergebnis war u.a. die noch heute gültige dreigliedrige Epochenenteilung in Antike, Mittelalter und Neuzeit. Noch bedeutsamer waren jedoch zwei weitere Elemente. Einerseits verlangte das Ideal der *humanitas* bzw. der *vita activa*, die durch die *studia humanitatis* ermöglicht werden sollte, von eigener und fremder Erfahrung auszugehen, um sich jeweils richtig verhalten zu können. Als sichere Quelle fremder Erfahrung sah man die antiken Geschichtserzählungen an – das bedeutete, um es unmißverständlich zu sagen, natürlich auch die Beibehaltung, ja Verstärkung des philologischen Charakters der *historia*! Auf diese Weise wurde die Geschichte nicht nur zur eigentlichen *magistra vitae* erhoben, sondern der *historia*-Begriff wurde vielfach zum Begriff für Erfahrung (Empirie) überhaupt. Zweiter Motor für verstärkte Geschichtsbefassung war die Konkurrenz der Humanisten um den kulturellen Rang ihrer jeweiligen Heimat (*patria*) und Nation einerseits in der glorreichen Antike, andererseits in der Gegenwart, also in der Phase des kulturellen Wiederaufstiegs im Zeichen des Humanismus. Die produktive Wirkung dieses Wettbewerbs ist kaum zu überschätzen. Vor allem schloß der Wettstreit auch die Weiterentwicklung der historischen Kritik ein, weil man ja gegenseitig herauszufinden trachtete, was von der behaupteten Größe wirklich beweisbar war. Entsprechend erweiterte der Humanismus erstmals das in der Eingangsfakultät gepflegte Fächerspektrum um die *historia* bzw. *historiae* wenigstens in denjenigen europäischen Ländern, in denen der Humanismus eine ausgesprochen patriotisch-nationale Färbung angenommen hatte, also Deutschland und Frank-

reich. Wiewohl der Humanismus seine Zentren außerhalb der Universität hatte, ergibt sich mithin eine deutlich verbesserte Bilanz. Die Humanisten erwarben sich das unschätzbare Verdienst der systematischen Wiedergewinnung der antiken Geschichtswerke für das neuzeitliche Europa. Sie sammelten und bewahrten weitere antike Überreste von Münzen über Inschriften bis zu Bauüberresten. Sie institutionalisierten die universitäre Befassung mit Geschichte zumindest ansatzweise. Auch wenn ihr dominanter Bezug zur Geschichte philologisch und moralphilosophisch blieb, leisteten sie theoretisch-methodisch Bahnbrechendes. Hierzu zählt auch die Erweiterung bzw. Systematisierung der philologisch-historischen Darstellungsgattungen und -formen, nicht zuletzt die Begründung der Nationalgeschichte. Schließlich, aber keineswegs zuletzt verlebendigte die humanistische Transformation die scholastische Disputation als herkömmliche Form des Lehr- und Prüfungsgesprächs zum tendenziell gleichberechtigten Dialog und sorgte für die Einführung einer Vielzahl didaktisch durchdachter sonstiger Vermittlungsformen bis hin zum jetzt gedruckten Lehrbuch. Mit anderen Worten, der Humanismus beeinflusste das Universitätsleben entscheidend. Zusammen mit der durch ihn vorangetriebenen Enttheologisierung der Wissenschaft und der Laisierung der Universität ermöglichte diese Vitalisierung die erstmalige Aneignung einer selbstreflexiv-kritischen Funktion der Universität für die mittelalterliche Gesellschaft.

Von diesem Anspruch auf erweiterte Kritik profitierte bekanntermaßen auch der erfolgreichste Professor der Weltgeschichte, Martin Luther. Im übrigen führten Reformation und Konfessionalisierung jedoch in erster Linie zu einer Rethologisierung und Wiederverkirchlichung der Universität, verbunden unbezweifelbar auch mit Kosten. Zu beklagen sind z. B. Säuberungsaktionen in Bibliotheken, aber auch Entfernungen von Elementen der Universitätsausstattung. Zumal der Handschriften- und Bücherverlust, andererseits der Aufbau jetzt jeweils konfessionell in der Tendenz geschlossener Bibliotheksbestände mußten auf die Wissenschaft zurückwirken. Formell zugelassen war jedenfalls nur die jeweils vertretene Wissenschaftsform, wiewohl die konfessionelle Kontroverse andererseits nicht nur Kenntnis der gegnerischen Argumente voraussetzte, sondern letztlich die Wissenschaftsbefassung insgesamt methodisch befruchtete.

Für die Geschichtsbefassung brachte die Epoche ambivalente Ergebnisse. Der Aufstieg der historia(e) innerhalb der Humaniora wurde abgebrochen oder verlangsamt sich. Gleichzeitig erwachsen aus dem Bedürfnis, die jeweilige gegnerische Argumentation auch historisch zu widerlegen, neue

Fortschritte in der wissenschaftlichen Echtheitsprüfung und der Kritik der Historiographie sogar mit der Konsequenz der Installierung eigener kirchenhistorischer Professuren. Einen neuerlichen Schub in der Historisierung der Gegenwartsreflexion verschaffte dem 17. Jahrhundert im übrigen der beschleunigte Wandel in Gestalt der konfessionellen Kriege und des Neubeginns nach 1648. Der Versuch, die Konflikte rechtlich stillzulegen, implizierte verstärkte Befassung mit der Rechtsgeschichte, die im protestantischen Deutschland nach 1650 bekanntlich weitgehend entrömisiert, germanisiert, wurde. Die theoretische Grundlegung und der praktische Aufbau der absolutistischen Staaten erfolgten maßgeblich unter Rückgriff auf antike römische Autoren bzw. deren Wiederentdecker; Gerhard Oestreich hat das 17. Jahrhundert deshalb bekanntlich ein "römisches" genannt.

Von der aufgeklärten Universität kann man bekanntermaßen kaum sprechen. Vielmehr ergab sich für die Universität des 18. Jahrhunderts ein komplexes Neben- und teilweise Miteinander von Orthodoxie und Aufklärung, was einzelne aufgeklärte Fälle – die Universitäten von Glasgow bis Halle – nicht ausschloß.

Auf die generellen Voraussetzungen und Ziele der Aufklärung ist hier nicht einzugehen. Wir haben jedoch festzuhalten, daß die Richtigkeit der aufgeklärten Vorstellung menschheitlichen Fortschritts maßgeblich historisch zu erweisen war und sich daraus eine Form verstärkter Geschichtsbefassung ergab, die nach Ansicht der Mehrheit der Historiographiehistoriker in nichts Geringerem gipfelte als dem Durchbruch zur modernen Geschichtswissenschaft. Richtig ist auf jeden Fall, daß Vernunft, Natur und Logik den Aufklärern lehrten, Geschichte entschieden nicht mehr als göttlich bestimmten, sondern jetzt rein menschlichen Handlungs- und Wirkungszusammenhang zu sehen. Entsprechend waren die Handlungen der historischen Akteure erstmals konsequent profan zu erklären. Aber auch neue Einsichten in die Voraussetzungen und Möglichkeiten historischer Wissenschaft und der Verbreitung historischen Wissens waren gefragt. Die Aufklärungshistorie brachte demzufolge nicht nur erstmals eine genuine Theorie der Geschichtswissenschaft (seither: *Historik*), sondern auch als eigenen Teil die *Didaktik* der Geschichte hervor. An die Stelle antikisierender Rhetorik – der humanistischen, stark philologisch geprägten Historiographie – oder konfessioneller Geschichtsschreibung trat mithin jetzt nüchterne, schmucklose Tatsachenhistoriographie, die sich der jeweiligen Nationalsprache und nicht des Lateins bediente. Ein weiter Fächer verschiedenster Darstellungsformen, darunter erstmals das historische Handbuch sowie kritisch-

rezensierende Gattungen, entfaltete sich. Erstmals entwickelte sich ein universitärer Schwerpunkt dieser Bemühungen. Bereits bestehende Geschichtslektionen erfuhren Wiederbelebung, neue traten hinzu. Zu den jetzt systematisch aufgebauten Universitätsbibliotheken kamen neue, oft didaktisch optimierte akademische Objektkollektionen, Kabinette und Museen. Der historische Unterricht verbesserte sich didaktisch entscheidend. Nicht zufällig wurde das Historische Seminar im Zeichen der Spätaufklärung in Göttingen grundgelegt.

Beide Dienstverpflichtungen der Geschichte, die sich bis dahin ergeben hatten, bestanden jedoch weiter. Weder von der Philosophie als der Leitwissenschaft der Aufklärung konnte sich das historische Fach befreien, noch vermochte es seine seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert entstandenen Obliegenheiten für die Rechtswissenschaft, die in der Echtheitsprüfung und der Lieferung von Daten zur Einordnung und Interpretation von Urkunden und Verträgen bestand, abzuschütteln. Auch die öffentlichen Debatten der Epoche drehten sich nicht eigentlich um die Historie. Die Geschichte bildete noch nicht den Fokus gesellschaftlich-nationaler Selbstdeutung, sondern die Historie fungierte als Ort und Nachweis des Wirkens von Vernunft, Fortschritt, Freiheit und Recht.

Die alteuropäische Universität ging zu Beginn des 19. Jahrhunderts jedoch nicht unmittelbar an den Schwächungen zugrunde, welche Ästhetik und Romantik dem Vernunftprinzip beibrachten. Viel stärker schlugen vielmehr die Umbrüche der Französischen Revolution und des Napoleonischen Zeitalters zu Buche. Zahlreiche Universitäten verschwanden von der Landkarte, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen. Wieder- und Neugründungen erfolgten erst später. Das Motiv, welches den jetzt einsetzenden Aufschwung der Universität trug und historisch in fast einmaliger Weise beförderte, kam nunmehr unmittelbar auch der Geschichte zugute. Es bestand nämlich in der Erkenntnis, daß die Universitäten ideale Agenturen nationaler Identitätsstiftung bzw. -fertigung sowie der nationalen Reputations- bzw. Machtergreifung darstellen konnten. Sie sollten dementsprechend so ausgestaltet werden, daß sie zu Spitzenleistungen für ihre Nation sowohl im Sinn fortlaufender Hervorbringung neuer technologisch-naturwissenschaftlicher Erkenntnisse als auch der Erzeugung und Vertiefung individueller und kollektiver Bildung in der Lage waren. Nicht mehr Wissenssicherung, Wissenssystematisierung und möglichst getreue Wissensweitergabe, sondern die Erarbeitung neuen Wissens sollte fortan den universitären Betrieb bestimmen. Für die Geschichte bedeutete dieser Neuanfang, daß sie nach der Desa-

vouierung der Philosophie nunmehr selbst die Aufgabe der Gegenwartsdeutung übernehmen konnte, und zwar der Gegenwartsdeutung eben nicht mehr aus überzeitlichen Prämissen, sondern aus der Geschichte selbst.

Das Themen- und Bildungsprogramm des Faches wurde demzufolge weitgehend bis ausschließlich auf den nationalen Bedarf umgestellt. Und in diesem Rahmen nahm das Fach einen geradezu dramatischen Aufschwung: institutionell hinsichtlich der Professuren und Studienplätze; kommunikativ mittels Gründung entsprechender Fachzeitschriften, Verbesserung der Fachbibliographien etc.; professionell durch Etablierung eines eigenen Nachwuchsausbildungs- und -rekrutierungssystems, welches sich auf fortwährend verfeinerte professionelle Standards, von der Quellenkritik bis zur thematischen Konzeptualisierung der Fachstudien, stützte. Den Kern der Fachausbildung sowohl für den künftigen Fachhistoriker als auch den Gymnasiallehrer, der nunmehr geschichtliches Wissen professionellen Zuschnitts direkt in die nächst niedere Elitenbildungsanstalt – das Gymnasium – transportierte, bildete das bereits erwähnte Seminar. Der Geschichtsprofessor entwickelte in dieser Epoche maßgebliches Engagement beim Ausbau der Universitätsbibliotheken und -archive. Er war entscheidend an der Institutionalisierung des Universitätsjubiläums als eigener Form universitätshistorischer Wissenssicherung und akademischer Traditions- und Identitätsstiftung beteiligt.

Die Universitätshistoriker arbeiteten um die Wette, nationale Quellen zu sammeln, zu ordnen und zu edieren. Ihre Mehrheit ergänzte ihr Engagement in Lehre und Forschung durch allgemeine nationalhistorische Bildungsarbeit in Form von Vorträgen und publizistischen Stellungnahmen in dieser oder jener Form. Für eine Übergangszeit waren die national-historische Identitätsstiftung und die wissenschaftlich-methodische Kritik als Element zumindest potentiell ebenfalls kritischer Selbstreflexion in einer Hand vereint. Die Mehrheit der Gelehrten – nicht nur der Historiker, sondern z.B. auch der Philologen – nicht nur in Deutschland entschied sich in der unaufhebbaren Spannung, sowohl der Wissenschaft als auch dem Vaterland zu dienen (*litteris et patriae*), allerdings schon bald eher für das Vaterland, unübersehbar zum eigenen Schaden.

Weil diese nationalhistorische Verpflichtung nämlich herkömmlicherweise politikgeschichtlich umgesetzt wurde, während der Übergang zur Industriegesellschaft verstärkt wirtschafts-, sozial- und schließlich kulturhistorische Perspektiven verlangte, geriet vor allem die etablierte deutsche Historie seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert in eine langfristige Krise. Schon um die

Jahrhundertwende machte ihr die Nationalökonomie ihren Anspruch auf dominante nationalkulturelle Deutungsmacht streitig. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts kam verstärkt die sogenannte historische Sachpublizistik auf. Diejenigen gesellschaftlichen Schichten und Gruppen, welche die politikgeschichtlich versteinerte, aber auch fachsprachlich und sachinhaltlich hoch komplex und damit schwerer verständlich gewordene etablierte Geschichtswissenschaft nicht mehr erreichte, begannen zur Befriedigung ihres Bedürfnisses nach historischem *Tatsachen-* und *Orientierungswissen* auf Literatur aus zweiter Hand zurückzugreifen – Literatur, die historisches *Methodenwissen* nur noch ansatzweise oder überhaupt nicht mehr enthielt. Zwischen Fachhistorie und Massenpublikum tat sich ein Graben auf, der vielfach kaum mehr zu überwinden war. Auch die Präsenz der Fachhistoriker in der Tagespublizistik ging allmählich zurück. Im neuen Medium des Rundfunks waren sie von Anfang an kaum vertreten. Das galt später auch für das Fernsehen. Die diversen Repolitisierungsschübe des 1. Weltkrieges, der Verarbeitung des Versailler Vertrags, des Niedergangs der Weimarer Republik, der NS-Zeit und des 2. Weltkrieges kamen ebenfalls im Ganzen eher der einschlägigen Publizistik, viel weniger der Fachhistorie zugute.

In der Epoche des Kalten Krieges war die Geschichtswissenschaft als kulturell-ideologische Helferin bei der politischen Fertigung des westlichen Lagers zwar zunächst wieder relativ stärker gefragt. Unmittelbar nützlichere Arbeit in dieser Hinsicht leistete jedoch das öffentliche entsprechend stärker wahrgenommene, neue Demokratisierungs- und zugleich Westernisierungsfach Politikwissenschaft. Und ab den 1960er Jahren geriet die Historie in den Sog der Sozialwissenschaften, auch wenn ihr institutioneller Anteil am Ausbau der Universitäten ungefähr erhalten blieb. Mit den berühmterbüchtigten Hessischen Rahmenrichtlinien zur Gestaltung des Gymnasialunterrichts, die das Fach Geschichte in ein übergreifendes sozialkundliches Wissensfeld zu integrieren suchten und es damit tendenziell aufhoben, fand in den 1970er Jahren ein erster fundamentaler Angriff auf die verbliebene Bastion der Einflußnahme der universitären Geschichtswissenschaft auf die Gesellschaft statt.

Die derzeitige Phase der Universitäts- und Historiographiegeschichte dürfte seit ungefähr 1990 erreicht sein. Äußerlich bestimmend ist nunmehr der sattsam bekannte Zwang, den Universitätsbetrieb zu einem sich selbst tragenden oder gar profitablen Unternehmen zu machen. Mit den Kulturwissenschaften insgesamt gerät die Geschichtswissenschaft unter Druck, zu-

gunsten ökonomisch als unmittelbar wichtiger angesehener Fächer Ressourcen abzugeben. Die Formwandlung der fortgeschrittenen westlichen Gesellschaften vom Typ national verfaßter Mittelstandsgesellschaft zur zumindest europäisch, wenn nicht westlich-global geöffneten und gleichzeitig regionalisierten Gesellschaft differenzierter und wechselnder, aber auch prekärer Lebensstile und Lebensorientierung führt zur eingangs angesprochenen Änderung des historischen Befassungs- und Orientierungsbedarfs. Gleichzeitig ist die Verbindlichkeit professioneller Wissenschaft rapide im Schwunden begriffen. Wer die neuen, spezifizierten historischen Bedürfnisse zuerst aufnahm und verarbeitete, waren nämlich zunächst ‚Barfußhistoriker‘ und Geschichtswerkstätten. Die etablierte, jetzt vorwiegend sozialwissenschaftlich imprägnierte Geschichtswissenschaft hingegen traf der Vorwurf, sich eines unverständlichen Fachjargons zu bedienen und sich auf Strukturen und Prozesse zu konzentrieren anstatt das eigentliche Objekt jeder legitimen Geschichtsbefassung, nämlich den handelnden und leitenden Menschen, in den Vordergrund zu stellen. Die Kritik bezog sich weiter auf die Anklage, einer unreflektierten Fortschrittsideologie zu huldigen. Schließlich beinhaltete sie den Vorwurf, wegen zunehmender Ableitung der Gegenstände und Fragestellungen der fachwissenschaftlichen Arbeit aus dem Fachdiskurs selbst – statt aus einschlägigen Signalen der Gesellschaft – die historischen Bedürfnisse der Gesellschaft, die doch das Fach trage und finanziere, zu vernachlässigen oder gar zu verachten. Dieses Arbeiten neben den oder gegen die tatsächlichen historischen Bedürfnisse der Gesamtgesellschaft und ihrer Mitglieder sei aus der Professionalisierung selbst abzuleiten. Denn derartige Professionalisierung, die Reservierung eines bestimmten Betätigungsfeldes für spezifisch Qualifizierte, bedeute auch in der Wissenschaft stets Elitenbildung und Machtmonopolisierung. Sie sei mithin grundsätzlich undemokratisch.

Hinzu kommen diverse erkenntnistheoretische und methodologische Herausforderungen. Die wichtigste zielt auf die textliche Konstitution jeder Geschichtsbefassung. Der Text gilt als zunehmend unsicherer Informationsträger. Sowohl die Möglichkeit intersubjektiven Quellenverständnisses als auch textlicher Umsetzung aus Quelleninterpretation gewonnener historischer Erkenntnis, also rationaler Geschichtsdarstellung, wird bestritten. Jegliche historische Interpretation bleibe vielmehr an die literarische Struktur gebunden. Eine methodisch optimierte Durchsicht auf die hinter dieser Struktur liegende empirische Ebene sei überhaupt nicht organisierbar. Sowohl Lesen als auch Schreiben seien je individuelle, subjektive, schöpferische Akte. Es liegt auf der Hand, daß nach dieser Auffassung jeglicher em-

pirische Wahrheitserweis entfällt, damit die Unterscheidung von tatsachenbezogener Wissenschaft und Fiktion aufgehoben ist, Geschichtswissenschaft letztlich zur Philologie wird. Als einziger Maßstab vorgegeblicher Richtigkeit und damit Verbindlichkeit historischer Aussagen bleibt der Grad übrig, nach dem derartige Geschichten entsprechende Bedürfnisse ihrer Adressaten (oder Produzenten und Adressaten) bedienen oder eben nicht bedienen. Gesellschaftliche Mehrheiten zu bedienen, deren Bedürfnisse nicht nur demoskopisch-empirisch zu erforschen, sondern auch psychologisch-empirisch zu steuern – das aber ist bekanntermaßen Aufgabe und Ansatz der Medien, nicht der grundsätzlich ihren eigenen Sachgesetzen folgenden Universität und universitären Wissenschaft.

Wir kommen zum abschließenden Resümee. Wir hatten einerseits eine bedeutende Überlieferungsleistung der Universität notieren können. Die nach der Kirche älteste Institution des Alten Kontinents hat sich – erstens – seit ihren Anfängen bestimmte historische Informationsträger angeeignet und tradiert, die anderweitig vielfach kaum erhalten geblieben wären. Wohl erst seit dem 16. Jahrhundert hat die Sammel- und Bewahrungsleistung anderer Institutionen so zugenommen, daß der quantitative und qualitative Anteil der Universität in fortwährendem Schrumpfen begriffen ist. Als – zweitens – Hort wissenschaftlicher Befassung mit Geschichte hat die Universität eine wechselvolle Entwicklung durchlaufen. Zwar verfügte bereits die Scholastik über Ansätze zu methodischem Nachdenken über Geschichte. Heils- und Menschheitsentwicklung sollten erkannt und synchronisiert, Annalen und Erzählungen als deren Träger benutzt und verbessert werden. Ebenso fügte der allerdings hauptsächlich außerhalb der Universität angesiedelte Humanismus diesen Ansätzen Entscheidendes hinzu. Der Durchbruch zu säkularer Geschichte und zur Hervorbringung kritischer Geschichtsbefassung erfolgte jedoch erst zur Aufklärungszeit. Und erst das 19. Jahrhundert vollendete die Inthronisierung wissenschaftlich-universitärer Historie zur gesellschaftlich-kulturell bestimmenden Deutungsmacht wenigstens für eine begrenzte Zeit. Zur Gegenwart hin ist diese Position allerdings wieder verloren, vor allem über die Auslagerung breit rezipierten historischen Tatsachen- und Orientierungswissens an den über die Medien bestimmten öffentlichen Diskursen.

Ist deshalb die universitäre Geschichtswissenschaft überflüssig geworden? Ich bin überzeugt, daß ihre eigentlichen Leistungen, durch methodische Forschung neues *Tatsachenwissen* zu eruieren, kritisch *Orientierungswissen*

zu erarbeiten und fortzuentwickeln sowie sich in der *Methodik* ständig zu verbessern, sachlich unverzichtbar bleiben werden. Der Mediendiskurs über Geschichte blendet das Methodenwissen bisher weitgehend aus. Er bleibt außerdem im Tatsachen- und Orientierungswissen stark von der etablierten Geschichtswissenschaft bzw. deren Ergebnissen (Publikationen) abhängig. Ob die Universität und die etablierte Geschichtswissenschaft freilich der einzig angemessene institutionelle Ort für diese Leistungen sind, das müssen Universität und Geschichtswissenschaft selbst, und zwar entschieden besser als derzeit, unter Beweis stellen.

Ankündigung:

Günther Grünsteudel: Wallerstein – das “Schwäbische Mannheim”. Text- und Bilddokumente zur Geschichte der Wallersteiner Hofkapelle (1745-1825). Nördlingen: Verlag Rieser Kulturtage 2000, 151 Seiten, zahlreiche großenteils farbige Abbildungen. ISBN 3-923373-43-0

Das nordschwäbische Fürstentum Oettingen-Wallerstein erlebte im ausgehenden 18. Jahrhundert eine Zeit der musikalischen Blüte. Ein Vierteljahrhundert lang zählte die Hofkapelle des Fürsten Kraft Ernst (1748-1802), deren Aufbau er nach seinem Regierungsantritt im August 1773 nach Kräften vorantrieb, zu den führenden Orchestern in Deutschland. Die Kapelle, als deren Intendant der Pianist und Komponist Ignaz von Beecke (1733-1803) fungierte, zählte in ihrer Glanzzeit durchschnittlich 25-30 Musiker, unter ihnen auch eine Reihe begabter Komponisten. Genannt seien der mit Mozart befreundete Joseph Fiala (1748-1816), der nachmalige kurkölnische Hofkapellmeister Joseph Reicha (1752-1795) und vor allem Antonio Rosetti (um 1750-1792), dessen Musik in ganz Europa bekannt und beliebt war, aber auch Friedrich Witt (1770-1836), der als Schöpfer der früher Beethoven zugeschriebenen und wahrscheinlich in Wallerstein geschaffenen sogenannten “Jenaer Sinfonie” in die Musikgeschichte eingegangen ist. Der Ruhm des “Schwäbischen Mannheim”, so Adolf Layer in der Musikenzyklopädie “Die Musik in Geschichte und Gegenwart” (Bd. 14, 1968, Sp. 171), lockte zudem berühmte Gäste ins Ries, unter ihnen auch die drei “Großen” der Wiener Klassik: Mozart (1777), Beethoven (1787) und Haydn (1790).

Anlässlich des 48. Deutschen Mozartfestes der Deutschen Mozart-Gesellschaft wurde im Mai 1999 in der Zentralbibliothek der Universität Augsburg eine Ausstellung eröffnet, die anhand zeitgenössischer Text- und Bilddokumente, alter Musikinstrumente und wertvoller Musikhandschriften und -drucke aus der Sammlung Oettingen-Wallerstein der Universitätsbibliothek die Geschichte der Wallersteiner Hofkapelle nachzuzeichnen versuchte. Diese Schau wurde im Rahmen der “13. Rieser Kulturtage” vom 1. Juni bis 10. Juli 2000 im Wallersteiner Neuen Schloß erneut gezeigt. Anlaß war diesmal der 250. Geburtstag Antonio Rosettis.

Zu dieser Präsentation ist im Verlag Rieser Kulturtage ein reich bebildeter Begleitband erschienen, bei dem es sich nicht um einen Ausstellungskatalog im strengen Wortsinn handelt. Der Autor, der auch für die Konzeption der Ausstellung verantwortlich war, entschied sich vielmehr für eine zusammenhängende Darstellung. Zeitgenössische Dokumente wechseln ab mit eigenen (erläuternden) Texten und lassen so ein knappes Jahrhundert höfischer Musikpflege im Ries in der Zeit des Übergangs vom höfischen zum bürgerlichen Zeitalter vor dem geistigen Auge lebendig werden. Im Anhang finden sich neben einer Zeittafel und einer Liste des Wallersteiner Kapellpersonals auch eine Genealogie des Hauses Oettingen, eine Reproduktion der Karte des "Comitatus Oettingensis" von 1744 (Nürnberg: Homann) sowie Auszüge aus Röders "Geographisch-statistisch-topographischem Lexikon von Schwaben" (Ulm 1800-1801). Anmerkungsapparat, Bibliographie und Personenregister runden den Band ab.

Die erste Darstellung der Geschichte der Wallersteiner Hofmusik in Buchform ist zum Preis von DM 39,80 zu beziehen über die Geschäftsstelle des Vereins Rieser Kulturtage, Schulstraße 5, 86745 Hohenaltheim (Fax: 09088-883), die Geschäftsstelle der Internationalen Rosetti-Gesellschaft e.V., c/o Günther Grünsteudel, Nebelhornstraße 1, 86391 Stadtbergen (Fax: 0821-432267) sowie über den örtlichen Buchhandel.

Rezensionen:

Francisco de Quevedo: *Execración contra los judíos*. Edición de Fernando Cabo Aseguinolaza y Santiago Fernández Mosquera, Barcelona: Crítica, 1996 (Anejos de Biblioteca Clásica), 117 Seiten

Aufgrund der lamentablen Rückständigkeit des Archivwesens und dank der unvermutet reichhaltigen Bestände so mancher Provinzinstitution kommt es in Spanien immer wieder zu spektakulären Funden, die insbesondere Manuskripte des literaturintensiven 17. Jahrhunderts betreffen. Vor einigen Jahren tauchte in der Biblioteca del Real Consulado de La Coruña die Abschrift eines seit dem 17. Jahrhundert verschollen geglaubten und nur vom Titel bekannten Memorials auf, das der herausragende Poet und Satiriker Francisco de Quevedo aus tagespolitischem Anlaß an Philipp IV. gerichtet hatte. Bei dieser Gelegenheitsschrift handelt es sich um die berüchtigte *Execración contra los judíos*, mit der Quevedo 1633 den König zu einer neuen Judenvertreibung bewegen wollte. Das Memorial liegt nun in einer mustergültigen, von Fernando Cabo Aseguinolaza und Santiago Fernández Mosquera besorgten Edition vor. Die abundante Einführung (IX-LIX) und der akribische Annotationsapparat klären über den politischen, kulturhistorischen und biographischen Kontext dieser Schrift auf und analysieren sie unter generischen, rhetorischen und thematischen Gesichtspunkten.

Der vordergründige Anlaß für dieses politische Pamphlet waren die in der Nacht zum 2. Juni 1633 in Madrid an verschiedenen Stellen angebrachten Wandzeitungen und Pasquille, die *Viva la ley de Moisés y muera la de Christo* verkündeten. Die öffentliche Erregung war beträchtlich. Mit Nachdruck versuchten Regierung und Inquisition der Täter durch Auslobung einer hohen Belohnung und dem Versprechen der Straffreiheit habhaft zu werden. Schon früh fiel der Verdacht auf den Umkreis der kryptojüdischen portugiesischen Kaufleute und Bankiers, die sich seit 1626 in großer Zahl am Hof von Madrid niedergelassen hatten, um der Krone in ihrer permanenten Finanznot beizustehen. Angesichts der feindseligen Haltung breiter Bevölkerungskreise gegen die ihren Glauben nur oberflächlich kaschierenden ausländischen Finanziere war der *Consejo de Castilla* an einer sachlichen Ermittlungsarbeit interessiert, die pogromartige Ausschreitungen vermeiden helfen sollte. In dieser Situation trat Quevedo auf den Plan, der wohl im

Einverständnis mit konservativen oppositionellen Adelskreisen um den Herzog von Osuna stand.

Mit rhetorischer Verve denunziert Quevedo in seiner Memorialschrift die Juden als Feinde Spaniens und der gesamten Christenheit. Er fordert den sofortigen Abbruch aller finanzpolitischen Kontakte zu den zu diesem Zweck ins Land geholten portugiesischen *conversos* sowie deren Vertreibung. Die *Execración contra los judíos* erscheint als beredtes Dokument „de(l) más violento antisemitismo quevediano“ (LVI). Im Memorial tritt Quevedos Judenhaß – im Unterschied zur gattungsbedingten Abmilderung im burlesken, satirischen oder moralischen Œuvre – schonungslos zu Tage. In seinem Selbstverständnis als loyaler Höfling sieht sich der interventionsfreudige adlige Autor verpflichtet, den König in der Attitüde des von Gott erleuchteten Dieners (*Yo, como Job [...], nada callaré por ser leal*, 3) auf angebliche Mißstände der Regierungspolitik hinzuweisen. Vor dem Hintergrund der nicht abreißen lassen Debatten über die Berechtigung der diskriminierenden *limpieza de sangre*-Statuten und der von den *arbitristas* bereits um die Jahrhundertwende propagierten Repatriierung der Sepharden vertritt Quevedo in gewohnter Manier dezidiert orthodox-integristische Positionen. Seine Argumentation ist zweigeteilt: Zum einen urteilt er fundamentalistisch, wenn er die Juden per se als Übel betrachtet (*Son tan malos, que no pueden ser peores. No sólo no conocen el bien, sino que el bien que reciben le pagan con mal*, 22) und auf entsprechende Stellen der Heiligen Schrift, der Kirchenväter und antiker Autoren rekurriert. Zum anderen argumentiert Quevedo politisch: Jede finanzielle Zusammenarbeit mit den jüdischen Kaufleuten begünstige deren spanienfeindliche Hintermänner in den Niederlanden, in Frankreich und Italien (*lo que chuparen las infames sanguijuelas judías se desaparece y huye y se retrae en el poder de todos Vuestros enemigos; y lo que es detestable, enemigos de nuestra santa fe*, 40f). Providentialistisch interpretiert Quevedo die zahlreichen politischen und militärischen Niederlagen und Naturkatastrophen jener Jahre als göttliche Bestrafung der verfehlten Regierungspolitik. Kontrastiv verweist er auf das Beispiel der Katholischen Könige, die Gott für die Vertreibung der Juden mit einem vormals nicht für möglich gehaltenen Kolonialimperium belohnt habe.

Den Herausgebern ist zuzustimmen, wenn sie als eigentliches Angriffsziel der *Execración contra los judíos* Olivares ausmachen. Der die Staatsgeschäfte leitende Conde-Duque war aus politisch-ökonomischem Pragmatismus mit den jüdisch-portugiesischen Bankiers ins Geschäft gekommen, um

die Abhängigkeit der Krone von den genuesischen Finanzmonopolisten zu durchbrechen. In Analogie zur biblischen Geschichte vom Goldenen Kalb identifiziert Quevedo Olivares eindeutig, doch ohne ihn beim Namen zu nennen, mit dem *ministro* Aaron, der Gott und seinen *caudillo* Moses (=Philipp IV.) mit dem Gold der Juden verraten habe: *Señor, no se debe fiar el príncipe del ministro que toma el oro y la plata de los judíos.* (29)

Dank der Wiederentdeckung der *Execración* ist die biographische Quevedo-Forschung nun in der Lage, den bisher für 1634/35 angenommenen Bruch Quevedos mit Olivares um fast zwei Jahre vorzudatieren. Mit der *Execración* setzt die systematische Propagandakampagne Quevedos gegen den Conde-Duque de Olivares ein. Der Antisemitismus des Memorials ist nicht allein rassistischer, sondern zugleich ideologischer Natur. Als Anhänger eines feudalistisch-konservativen Staatsverständnisses empfand Quevedo die *converso*-freundliche Politik des Conde-Duque als Ausdruck machiavellistisch-merkantilistischer Staatsräson und als Verrat an den gottgewollten Prinzipien des *antiguo régimen*.

Thomas Bodenmüller

Christian von Zimmermann: Reiseberichte und Romanzen. Kulturgeschichtliche Studien zur Perzeption und Rezeption Spaniens im deutschen Sprachraum des 18. Jahrhunderts. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1997 (=Frühe Neuzeit, 38). 516 S.

Seit jeher gehört die Rezeptionsgeschichte der spanischen Literatur im deutschen Kulturraum zu den thematischen Stiefkindern der Germanistik und Komparatistik. In diesem Jahrhundert haben sich dieses Themenbereichs nur wenige Literaturwissenschaftler (Farinelli, Tiemann, Brüggemann, Hoffmeister, Rötzer, Briesemeister) in nennenswerter Weise angenommen. Mit der in mehrfacher Hinsicht exzeptionellen Studie Christian von Zimmermanns liegt nun ein forschungsgeschichtlicher Meilenstein vor, der komparatistisch interessierte Germanisten und Hispanisten zu weiteren Arbeiten über die kulturgeschichtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und dem iberischen Raum anregen möge. Wie bereits der Titel signalisiert, stehen deutschsprachige Reiseberichte sowie Übertragungen von *romances* im Zentrum der Untersuchung. Der Verfasser möchte anhand der Genres

Reisebericht („Artikulationsort einer primären Erfahrung des Fremden“) und Romanze („exemplarische Gattung der produktiven literarischen Rezeption spanischer Kultur“, S. 1) die historischen Wandlungsprozesse kultureller Fremdwahrnehmung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts darlegen. In einer ausführlichen theoretischen Einleitung (S. 11-39) recurriert er auf Modelle der Rezeptionsforschung, Systemtheorie und transaktionalen Literaturtheorie (Rosenblatt): „Die fremde Kultur bleibt (...) Konstrukt der Beschreibung, sie stellt eine Setzung dar, eine beobachterabhängige Einheit, die durch die Abgrenzung von Eigenem als bestimmtes Anderes definiert wird.“ (S. 20). Angesichts der subjektiven Perspektive jeglicher Wahrnehmung sei es unmöglich, anhand individueller Perzeptions- und Rezeptionsakte ein ‚objektives‘ historisches Bild Spaniens oder die ‚objektive‘ historische Qualität eines Textes herausarbeiten zu können. Im Einklang mit dieser Prämisse richtet sich das Interesse Zimmermanns auf die Ermittlung der jeweiligen Rezeptionshorizonte, Rezeptionsstrategien und Deskriptionskategorien. Mit seinem ersten großen Untersuchungsteil über Berichte deutschsprachiger Spanienreisender (1750-1802) schließt Zimmermann eine der großen Lücken der internationalen Reiseberichtsforschung. Im Unterschied zu den vielfach untersuchten Berichten englischer und französischer Autoren stießen bisher die Texte deutscher Reisender auf nur wenig Interesse. Diese wissenschaftliche Ignoranz mutet unverständlich an, wenn man deren zeitgenössische Verbreitung bedenkt, zu der nicht zuletzt Übersetzungen beitrugen. Bevor Zimmermann in sechs Einzelanalysen (S. 195-257) die Spanienberichte Carl Christoph Plüers, Joseph Hagers, Leopold A. Kaufholds, Christian A. Fischers, Heinrich F. Links und Wilhelm von Humboldts als „Modelle der Spanienerfahrung in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts“ (S. 195) untersucht, geht er der Frage nach den „Erwartungsaffekten“ der Reisenden nach und erstellt eine Typologie der Fremdwahrnehmung, die auf den drei Basiskonzepten der ‚Alienität‘, der ‚Alterität‘ und der ‚Integration‘ beruht (S. 45-53). Mit positivistischer Akkuratess gibt er einen kursorischen Überblick über deutsche Spanienreisen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts (S. 58-73) und erhellt den sozialen Hintergrund und die Reisemotive von mehr als einem Dutzend deutschsprachiger Spanienreisender aus der zweiten Jahrhunderthälfte (S. 25). Im Zusammenhang mit der annotierten Auswahlbibliographie (S. 73-93) der nach 1750 angefertigten deutschen Übersetzungen von internationaler (vornehmlich englischer und französischer) Spanienliteratur weist der Verfasser zu Recht darauf hin, wie sehr die Gattung Reisebericht von den Zeitgenossen als primäre Informationsquelle über die Iberier benutzt wurde, weshalb deren Einfluß auf

den Wandel des Spanienbildes im deutschen Kulturraum nicht zu unterschätzen sei. In einem systematischen Unterkapitel (S. 125-167) legt Zimmermann die im 18. Jahrhundert im Zeichen des Empirismus stehende Entwicklung des Reiseberichts dar: Die humanistisch-enzyklopädische Buchgelehrsamkeit wich dem „'autoptische[n]' Prinzip der individuellen Erfahrung“ (S. 133), mit dem methodisch der empirisch-induktive Zugriff auf die Wirklichkeit einhergehen sollte. In struktureller Hinsicht wurde der den *ordo naturalis* nachvollziehende chronologische Bericht im Laufe des Jahrhunderts von systematisierenden Darstellungsformen ergänzt oder verdrängt. Damit veränderte sich auch die Gewichtung dynamisch-narrativer und statisch-deskriptiver Darstellungssequenzen. „Sowohl der frühe chronologische als auch der spätere systematische Reisebericht der Aufklärung“ seien als Versuche zu sehen, die „ungeordnete Detailfülle“ (S. 148) der planlosen Empirie zu bewältigen. Dank seines elaborierten methodischen Instrumentariums gelingt es Zimmermann in den Einzelanalysen, die vielfältigen Konzepte der Fremdwahrnehmung und -beschreibung auf differenzierte Weise darzustellen. Bei den meisten Autoren (Hager, Kaufhold, Fischer) stellt er bei allen Unterschieden letztlich alteritäre Verarbeitungskonzepte fest: Die spanische Kultur werde zwar als innerhalb des eigenen Erfahrungs- und Wahrnehmungshorizonts liegend begriffen, jedoch antithetisch im Verhältnis zum eigenen Kulturkreis beschrieben. Mitunter finde auch eine „rhetorische Alienität“ (S. 255) Verwendung (Hager), mit der ein aufklärerischer Erkenntnisprozeß inszeniert werde. Der Übergang von einem alienen zu einem alteritären Spanienbild (Alterisierungsprozeß) demonstriere wirkungsvoll den „bekundeten Kenntniszuwachs (...) des Ich-Erzählers“ und diene „zur Abgrenzung des eigenen [...] Standpunktes gegenüber älteren Schilderungen“ (S. 255). Ein integrativ-szientistisches (botanisches, geologisches, mineralogisches) Wahrnehmungsmodell (Link) besitze eine „'entideologisierende' Funktion“ (S. 235), indem versucht werde, unter dem Schein exakt-objektiver Beobachtung Spaniens Platz in der Gemeinschaft der aufgeklärten europäischen Nationen zu bestimmen. Das „Einebnende dieser Sehweise“ (S. 237) führe zu einer Dehispanisierung, die die autochthonen Eigenarten des Landes negiere. Es entstehe die paradoxe Situation, „daß gerade die Integration des Fremden eine progressive Rückwirkung auf das Eigene ausschließt“ (S. 240) und dieses in der Fremde autoaffirmativ seine Bestätigung finde. Ein Paradigmenwechsel stelle sich erst mit Wilhelm von Humboldt ein, in dessen Schriften zu Spanien und dem Baskenland das Eigentümliche der fremden Kultur, ihre qualitativ verstandene Alienität unter Rückgriff auf die Historie sichtbar gemacht werden

soll: „Diese Eigentümlichkeit erschloß sich jedoch nicht mehr dem sammelnden Reisenden, sondern der Kontemplation des Fremden im Oszillieren zwischen Phantasie [...] und Sinneswahrnehmung sowie der Verzeitlichung der Beobachtungen unter Einbezug historischer Entwicklung. Das Fremde blieb in seiner tiefverwurzelten Eigentümlichkeit letztlich dem sprachlichen Erfassen unzugänglich“ (S. 257).

Als Überleitung zu dem der deutschen romances-Rezeption gewidmeten Schlußkapitel (S. 309-447) faßt Zimmermann konzis den Forschungsstand zu den deutschen Übertragungen spanischer Literatur im 18. Jahrhundert zusammen (S. 258-288) und konstatiert, daß literarische Texte erst im letzten Jahrhundertdrittel zum „kulturellen Erkenntnisinstrument“ (S. 260) avancierten. Anhand der Quijote-Deutungen (S. 288-308) skizziert er den vornehmlich teilintegrativen Umgang mit dem spanischen Roman. Zeitgenössischen Rezipienten (Bodmer, Wieland) erschien Don Quijote als „Paradigma des Aufklärens“ (S. 296), sein Autor Cervantes mutierte zum „humorvollen Aufklärer“ (S. 450). Trug die Begeisterung für die spanischen romances maßgeblich zu einer größeren Popularität der spanischen Literatur in Deutschland bei, so wird deutlich, daß sich die frühen Romanzen-Adapture (Johann Wilhelm Ludwig Gleim) in erster Linie für die formalen und stofflichen Aspekte interessierten und die Hispanizität der später als Inbegriff des Spanischen gerühmten Gattung nahezu unberücksichtigt blieb: „Elemente der fremden Literatur wurden so in der eigenen verfügbar gemacht, ohne daß ein Erkenntnisgewinn über den rezipierten Text, Autor oder die rezipierte Kultur das primäre Rezeptionsziel war; weit häufiger finden sich Rezeptionsprozesse, die zuerst einer Bereicherung, Anregung und Erneuerung der eigenen Kultur galten“ (S. 319). Es blieb Herder vorbehalten, die romances als historisches Überlieferungsmedium der gewachsenen spanischen Volkskultur zu nutzen und ihren alienen Charakter (Arabismuskussion) ins Zentrum des Erkenntnisinteresses zu stellen. Auf der Suche nach einer ursprünglich-natürlichen (Volks-) Dichtung faßte Herder den Begriff ‚Romanze‘ als Synonym für ‚Volksballade‘ auf; Góngoras Kunstromanzen mußten dem Verdikt der Artificialität anheimfallen.

Mit Zimmermanns Heidelberger Dissertation liegt eine modellhafte Untersuchung zur kulturellen Fremdwahrnehmung und zu literarischen Rezeptionsprozessen im 18. Jahrhundert vor. Aufgrund des theoretischen Reflexionsniveaus, der analytischen Souveränität und der profunden Kenntnisse der weitverzweigten Forschungsliteratur kann die Studie als beispielhaft für eine kulturgeschichtlich interessierte Literaturwissenschaft gelten, die über

den nationalliterarischen Tellerrand hinauszublicken vermag und erkenntnisreich positivistische Verengungen vermeidet.

Thomas Bodenmüller

Klaus Militzer (Bearb.): Quellen zur Geschichte der Kölner Laienbruderschaften vom 12. Jahrhundert bis 1562/63, 3 Bde., Düsseldorf 1997-1999 (= Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 71), ca. 1800 S.

Mit der Herausgabe des dritten Bandes der „Quellen zur Geschichte der Kölner Laienbruderschaften vom 12. Jahrhundert bis 1562/63“ legt Klaus Militzer eine für den deutschen Sprachraum einmalige Edition vor. Zwar haben spätmittelalterliche Bruderschaften in den letzten Jahren verstärkt das Interesse der historischen Zunft erfahren, doch gibt es bislang wenige Arbeiten, die das Bruderschaftswesen einer Stadt oder einer Region übergreifend untersuchen.

Militzer leistet mit seiner Edition und umfangreichen Einleitung zu den Quellen für das Gebiet der ehemaligen Reichsstadt Köln einen solchen Überblick von den Anfängen dieser Vereinigungen im 12. Jahrhundert bis zum Abschluß des Tridentinums. Inwiefern das Ende des Tridentinischen Konzils tatsächlich einen Einschnitt für das Bruderschaftswesen darstellte, steht noch zu erforschen. Doch angesichts der Fülle des Materials erscheint dieser pragmatische Endpunkt gerechtfertigt. Mindestens 124 unterschiedliche Vereinigungen weist Militzer für den gesamten Zeitraum auf den über 1600 Seiten seiner dreibändigen Edition nach. Aufgrund von Überlieferungsverlusten lag die Anzahl der Fraternitäten womöglich weit höher (Einführung, Bd. I, S. XVIIIf.). Damit nahm das spätmittelalterliche Köln eine Spitzenposition innerhalb vergleichbarer deutscher Städte im alten Reich ein, im europäischen Vergleich wurde es nur noch von London, Florenz und Rouen übertroffen (ebd., S. XXV-XXIX).

Doch sollten diese Zahlen nicht über die unterschiedliche Qualität und Quantität des Quellenmaterials zu den einzelnen Bruderschaften hinwegtäuschen: Die Belege reichen von einzelnen Nachweisen, die lediglich die Existenz einer Bruderschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt beweisen können, bis zu umfangreichen Statutenbüchern, Mitgliederlisten und Rechnungsver-

zeichnissen. Dabei trifft der Herausgeber sinnvolle Unterscheidungen zwischen Wiedergabe im Volltext und Teiledition, Regest und tabellarischer Zusammenschau (wie zum Beispiel bei den Rentquittungen), die die Arbeit mit dem umfangreichen Werk erleichtern. Militzer ordnet die Quellen zunächst nach den Pfarreien, Stiften und Klöstern, an denen die Bruderschaften ansässig waren, sodann nach den Patronatsnamen der Vereinigungen und innerhalb dieser Kapitel weitgehend chronologisch, sofern diese zeitliche Abfolge nicht durch serielle, über einen längeren Zeitraum hinweg laufende Quellen durchbrochen wird. Diese Gliederung macht die unterschiedliche Bedeutung der kirchlichen Institutionen für das Bruderschaftsleben der Stadt eindrücklich deutlich: Die Pfarrkirchen, Stifte und Bettelordensklöster im dicht besiedelten Altstadtbereich zogen die meisten Vereinigungen an (vgl. auch Einführung, Bd. I, S. XXXIX-XLIII). Auch zeigt diese Auflistung den häufigen Zusammenhang zwischen Kirchenpatronat und Bruderschaftsheiligen und läßt die alles überragende Stellung der Gottesmutter Maria für die Namensgebung der Fraternitäten ins Auge fallen (ebd., S. XLIV). Der Aufbau der Edition erscheint für die Untersuchung der Bruderschaften sinnvoll, doch wünscht man sich, daß in dem angekündigten Registerband ein ausführlicheres Inhaltsverzeichnis ebenso Platz finden wird wie eine möglichst vielseitige Erschließung des Materials zum Beispiel auch nach Quellenarten (Testament, Mitgliederliste, Statuten etc.), die einen unmittelbaren Vergleich der Vereinigungen untereinander erlauben wird.

Gerade die Unterschiedlichkeit der von Militzer zusammengestellten Quellenarten erweitert den Blick von der bisher vor allem beachteten religiösen Dimension der Bruderschaften auf die Vielgestaltigkeit dieser Vereinigungen. So zeigen die umfangreichen Rechnungsbücher, Besitztitel und Rentquittungen nicht nur die weltliche Seite der religiösen Korporationen, sondern lassen auch auf deren ökonomische Bedeutung für die stadtkölnische Wirtschaft schließen. Die von Militzer zum Teil selbst vorgenommene sozialgeschichtliche Auswertung der Mitgliederlisten (Einführung, Bd. I, S. LIX-LXXVII) macht durch die häufige Verflechtung von städtischer Führungsschicht und Bruderschaftsmitgliedern die politische Dimension deutlich, auch wenn sich keine Beispiele einer unmittelbaren Einmischung der Bruderschaften in die städtische Politik finden lassen (ebd., S. XCVIII). Dabei gestaltet sich die Identifikation einzelner Personen in einigen Fällen jedoch problematischer als die eindeutigen Zuordnungen in den Anmerkungen glauben lassen. In seiner Einführung spricht Militzer selbst vom „Vorschlagscharakter“ der Identifizierungen (ebd., S. XXII). An dieser Stelle sei auch erwähnt, daß sich trotz der Bezeichnung „Bruderschaft“ gleicherma-

ßen Männer wie Frauen in diesen Korporationen zusammenschlossen, die jedoch in der Regel von Männern geleitet wurden.

Unterschieden sich die Konfraternitäten in ihrer sozialen Klientel, so ist ihnen doch über die Jahrhunderte hinweg die Sorge um ein würdiges Begräbnis und die Totenmemorie gemeinsam. Militzer legt dar, daß die Pest allein kaum für das Aufleben des Bruderschaftswesens verantwortlich gemacht werden kann, da nach der ersten großen Epidemie von 1349 gar nicht so viele Vereinigungen gestiftet wurden (Einführung, Bd. I, S. CXII). Nimmt man die ersten Quellennachweise der Bruderschaften als Indiz ihrer Entstehung, so hebt der Gründungsboom in Köln sogar erst im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert an (ebd., S. XXX). Trotz der wiederkehrenden Pestwellen ist deshalb ebenso nach der repräsentativen und integrativen Funktion der Bruderschaften zu fragen, um dieses gesamteuropäische Phänomen in seinen vielfachen Bezügen zu verstehen.

Mit seiner Edition hat Militzer ein über den Kölner Raum hinaus bedeutendes Standardwerk der Bruderschaftsforschung geschaffen, daß weiteren Arbeiten über diese spätmittelalterlichen und frühmodernen Vereine als Grundlage und Anregung dienen wird.

Rebekka von Mallinckrodt

Georg Mölich/ Gerd Schwerhoff (Hgg.): Köln als Kommunikationszentrum. Studien zur frühneuzeitlichen Stadtgeschichte, Köln 2000 (= Der Riss im Himmel, Bd. IV), 520 S.

„... Kommunikation ist alles, was sozial der Fall ist.“ Mit diesem Zitat des Soziologen Peter Fuchs (S. 11) begründen die beiden Herausgeber Georg Mölich und Gerd Schwerhoff in der Einleitung des neuesten Aufsatzsammelbandes zur frühneuzeitlichen Kölner Stadtgeschichte nicht nur die Auswahl der neunzehn versammelten Beiträge, sondern nehmen auch rhetorisch geschickt mögliche Kritik vorweg. Dabei sehen sie ihr Ziel nicht in der Definition eines verbindlichen Kommunikationsbegriffes, geschweige denn in einer Theorie der historischen Kommunikationsforschung, sondern sie wollen durch eine eher offene Konzeption den Begriff sowohl in seiner engeren Bedeutung und der damit verbundenen Erforschung des Buchdrucks, Verkehrs- und Nachrichtenwesens, als auch in einer wesentlich breiteren Kon-

zeption im Sinn der „Neuen Kulturgeschichte“ für die frühneuzeitliche Stadtforschung fruchtbar machen (S. 12).

Tatsächlich ist bei einem ersten Blick auf das Inhaltsverzeichnis nicht immer direkt ersichtlich, was die einzelnen Beiträge mit dem Oberthema verbindet. Doch ergeben sich häufig überraschende Einsichten, wenn die Artikel „in kommunikationsgeschichtlicher Perspektive gelesen und verstanden werden“ (S. 12).

Die Herausgeber fassen die Aufsätze in drei Gruppen zusammen: das erste Kapitel „Köln als Kommunikationszentrum“ ist besonders den Außenbeziehungen der Stadt gewidmet, wohingegen im zweiten Teil „Köln als Kommunikationsraum“ das Leben in der Metropole im Vordergrund steht. Der dritte Abschnitt „Politische Öffentlichkeit in Köln“ fokussiert wiederum die Beziehung zwischen Rat und Bürgergemeinde.

Diesen drei Teilen ist ein allgemeiner Abschnitt vorangestellt, in dem Eberhard Isenmann zeitlich und geographisch übergreifend die Entwicklung der Freien und Reichsstädte von ihren mittelalterlichen Anfängen bis zum Ende des alten Reiches aufzeigt. Der umfangreiche verfassungsgeschichtliche Artikel geht ebenso auf die Beziehung zum Kaiser und den anderen Reichsständen ein wie auf Ratsverfassung und Verfassungswirklichkeit in den Reichsstädten selbst. Unnötig erscheint allerdings, daß – in dem ansonsten schön und informativ illustrierten Band – in der Abbildung der Reichsstädte (Abb. 1, S. 40) die Städtenamen kaum lesbar, die Legende gar nicht erkennbar und Fehler in der wiederverwandten Graphik benannt, aber nicht behoben wurden.

Im gleichen Abschnitt wird auch Robert W. Scribners inzwischen zum Klassiker gewordener Artikel „Why was there no Reformation in Cologne“, der bereits 1976 im „Bulletin of the Institute of Historical Research“ erschien, erstmals in deutscher Sprache in der Übersetzung von H. Jochen Bußmann zugänglich gemacht. Manfred Groten bestätigt mit weiteren Beispielen aus heutiger Sicht die Meinung Scribners, „daß Reformationsansätze sowohl „von oben“ wie „von unten“ aus rein strukturellen Gründen wenig Erfolgchancen hatten“ (S. 112), auch wenn Scribners Thesen heute in einzelnen Punkten revidiert werden müßten. Robert Jütte würdigt schließlich kurz das originelle Lebenswerk des 1998 bereits im Alter von 57 Jahren verstorbenen Reformationshistorikers.

Bereits an dieser Stelle wird deutlich, daß es sich bei diesem Aufsatzsammlungband weniger um eine Spezialmonographie handelt, als vielmehr um ei-

ne „Zwischenbilanz neuerer Forschungen zu einem Zeitraum stadtkölnischer Geschichte, der bisher eher im Schatten des historischen Interesses stand“ (S. 29f.).

Johannes Arndt bildet mit seinem Aufsatz „Köln als kommunikatives Zentrum im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges“ den Auftakt des kommunikationshistorischen Teils: Der Dreißigjährige Krieg habe weder für den Kölner Handel, noch für die Entwicklung der Post, die Reichweite der Kölner Universität oder des Buchdrucks einen Einbruch bedeutet. Phänomene des Niedergangs seien vielmehr erst danach zu verzeichnen.

Wolfgang Herborn wertet das Gedenkbuch des Hermann von Weinsberg (1518-1597) hinsichtlich der Mobilität des Kölner Bürgers aus, der trotz seiner Seßhaftigkeit „das Rheinland von Bacharach und Trier bis nach Emmerich sowie die niederländische Städtelandschaft“ (S. 165) bereiste. Als Anlässe für die Fahrten nennt er Verwandtenbesuche, geschäftliche Angelegenheiten, die mehrfache Flucht vor der Pest und „touristische“ Ausflüge.

Die wirtschaftliche und soziale Verflechtung der Kölner Großdrucker zeigt Wilfried Enderle in seinem Beitrag über „Die Buchdrucker der Reichsstadt Köln und die katholische Publizistik zwischen 1555 und 1648“ auf. Die bedeutendste katholische Druckerstadt legte im Unterschied zu Augsburg den Schwerpunkt auf lateinische Werke für ein akademisches Publikum und verlegte vornehmlich Autoren aus dem niederländisch-rheinischen Raum.

Der konfliktreichen Durchsetzung der kaiserlichen Post gegenüber dem städtischen Botenwesen während der Amtszeit der Postmeister Jacob Henot (1534-1625) und Johann Coesfeld (ca. 1580-1653) ist Wolfgang Behringers Aufsatz gewidmet. Zugleich macht Behringer deutlich, daß die Stabilität der Reichspost die Voraussetzung für die Entstehung der ersten periodisch gedruckten Zeitungen bildete und weitere kartographische Projekte und Reisebücher nach sich zog.

Birgit Boge stellt den ersten Kölner Satiriker Heinrich Lindborn (1706-1750) vor, der nach mehreren Konflikten mit den Zensurbehörden die Redaktion des Wochenblatts „*Eilfertiger Welt= und Staats=Bothe*“ aufgab, um im Schutz der Narrheit sein satirisches Hauptwerk „*Die Welt beleuchtenden Cöllnischen Diogenes*“ und „*Des Diogenes Seltsame Erscheinungen In dem Reiche der Narren*“ zu schaffen. Das wöchentlich erscheinende Unterhaltungsblatt mit aufklärerischer Tendenz kritisierte u.a. Clemens Augusts' Sucht nach Schmeicheleien, seine Jagdleidenschaft und seine Vorliebe für Maskenbälle.

Peter Glasner eröffnet mit seinem Beitrag über Wahrnehmung und Selbststilisierung Kölns als Metropole in Wort und Bild den zweiten Abschnitt „Köln als Kommunikationsraum“. Anhand von je zwei Beispielen des literarischen Städtelobs und bildlicher Stadtansichten im Holzschnitt zeigt er „eine Hinwendung von der stilisierenden Darstellung des Stadtideals zu mehr und mehr wissenschaftlichen Annäherungen an reale topographische Gegebenheiten Kölns“ (S. 248) im 16. Jahrhundert.

Das 16. Jahrhundert kann dagegen für Klaus Militzer, der die Laienbruderschaften in diesem Zeitraum untersucht, trotz der Auflösung einiger Vereinigungen und rückläufigen Mitgliederzahlen in anderen, nicht pauschal als Krisenzeit der Bruderschaften gewertet werden, da nicht alle Fraternitäten von solchen Einbrüchen betroffen waren. Dazu zählten nicht nur weiterhin bestehende Kongregationen mittelalterlichen Zuschnitts, sondern vor allem die neugegründeten Devotionsbruderschaften.

Margret Wensky betrachtet das Mädchenschulwesen in der Reichsstadt vom 15. bis zum 17. Jahrhundert, das im Unterschied zu dem der Jungen durch seinen höheren Praxisbezug gekennzeichnet war. Klassische Fächer stellten deshalb neben Lesen, Schreiben und Katechese, Rechnen und Handarbeit dar. Im 17. Jahrhundert nahmen über die Ursulagesellschaft, die Schule der Englischen Fräulein und der Ursulinen, besonders die Jesuiten Einfluß auf das Mädchenschulwesen.

Gegen den allzu großen Einfluß geistlicher Institutionen, Verlust von Steuern und Gerichtshoheit wollte sich die Stadt Köln hingegen seit dem 14. Jahrhundert durch Gesetze gegen die „Tote Hand“ versichern. Wolfgang Rosen zeigt in seinem Beitrag zur Amortisationsgesetzgebung im frühneuzeitlichen Köln differenziert die vielfältigen Strategien der Umsetzung dieser Normvorgabe zwischen Gesetzesumgehung, von gemeinsamen Interessen getragenen Kompromißlösungen und faktischer Durchsetzung.

Gunther Hirschfelder zeichnet das Spektrum des frühneuzeitlichen Gastgewerbes, das erst allmählich zwischen öffentlichen und privaten Räumen, zwischen Ausschank zum Eigenverbrauch und zu kommerziellen Zwecken, aber auch zwischen unterschiedlichen sozialen Gruppen differenzierte. Besonders das geschlechtsspezifische Trinkverhalten sei einem einschneidenden Wandel unterworfen gewesen: Übermäßiger Alkoholkonsum ebenso wie Ausgehen ohne männliche Begleitung wurden für Frauen tabuisiert.

Schwangerschaft und Geburt, aber auch Abtreibung und Kindsmord bilden wichtige Themen des medizinhistorischen Beitrags von Maria Barbara

Rößner-Richarz. Sie untersucht „Krankheit in der Kommunikation einer frühneuzeitlichen Stadt“ in drei unterschiedlichen Kommunikationsfeldern: der Beziehung zwischen Arzt und Patient, dem durch Universität und Stadtrat reglementierten öffentlichen Gesundheitswesen sowie der religiösen Kommunikation in Gebet und Wallfahrt.

Joachim Deeters tritt in seiner Untersuchung der „Kölner Bürgermeister in der Frühen Neuzeit“ der bislang vertretenen Ansicht entgegen, die Reichsstadt sei von einer Oligarchie regiert worden (S. 380). Zwar stellt er bei seiner prosopographischen Auswertung der Amtsinhaber seit 1609/1610 eine weitgehende Selbstrekrutierung und immer längere Amtszeiten fest, die zu Recht von „Berufspolitikern“ sprechen lassen, doch könne man angesichts einer Anzahl von insgesamt 47 Familien, die die untersuchten 77 Bürgermeister stellten, kaum von einer Oligarchie sprechen.

Als Ausdruck eines Machtkampfes zwischen den bereits in den Kreis der Bürgermeister eingetretenen Familien und denjenigen städtischen Eliten, die die Aufnahme begehrten, sieht Bernd Dreher den Inquisitionsprozeß von 1680/81 gegen die Bürgermeister Krebs, Cronenberg und Wolfskehl. Die Bürgeropposition wurde zwar in den Prozeß mit einbezogen, doch letztlich in ihren Hoffnungen und Forderungen nach Rückkehr zu den Prinzipien der Verfassung enttäuscht.

Dem kommunalen Gedenken an die niedergeschlagenen Bürgeraufstände in Aachen, Frankfurt und Köln widmet sich Robert Jütte: In allen drei Reichsstädten mahnten die tatsächlich oder bildlich abgeschlagenen Köpfe der Auführer Johann Kalckbrenner, Vinzenz Fettmilch und Nikolaus Gülich die Untertanen zu Gehorsam gegenüber der Obrigkeit. Ihre Wohnhäuser wurden abgerissen und Schandsäulen an deren Stelle errichtet. Erst mit dem Einmarsch der Franzosen stürzten in Köln und Aachen diese Denkmale.

Schließlich stellt Gerd Schwerhoff die bisher noch nicht ausgewertete Quellengattung der „Suppliken“ vor. Allein für das 18. Jahrhundert schätzt er mindestens 10 000 erhaltene Bittschriften. Angesichts der schieren Masse des überlieferten Materials wird man davon ausgehen können, daß die politische Arbeit des Rates regelrecht durch Suppliken „verstopft“ wurde (S. 486), gleichwohl stellten sie ein wichtiges Medium der Konsensbildung zwischen Rat und Gemeinde dar.

Die Kurzvorstellung der Beiträge zeigt das weite Spektrum der Themenbereiche und Herangehensweisen. Läßt sich auch nicht bei allen Untersuchungen der Bezug zum Oberthema feststellen (Bsp. Rosen) oder könnte er in

einigen Fällen expliziter sein (Bsp. Militzer), so bestätigt doch die innovative und originelle Leistung der Aufsätze die offene Konzeption der beiden Herausgeber. Zumal der Sammelband zwei Aufgaben gleichzeitig leistet: Durch den Schwerpunkt auf kommunikationshistorische Aspekte bringt er sowohl neue Einsichten zu alten Themen als auch bisher vernachlässigte Bereiche der historischen Forschung ans Licht. Zugleich stellt er zusammen mit der angehängten Bibliographie der Forschungsliteratur von 1975 bis 1999 eine aktuelle und umfassende Einführung in die frühneuzeitliche Kölner Stadtgeschichte dar, die dringend benötigt wurde.

Rebekka von Mallinckrodt

Dirk Baecker: Wozu Kultur?, Berlin: Kulturverlag Kadmos 2000, 191 S.

Formulierte Sigmund Freud in seinem berühmten Aufsatz noch „Das Unbehagen in der Kultur“, könnte man für einen Teil der gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskussion von einem Unbehagen am *Kulturbegriff* sprechen. Das Reden und Schreiben über den Kulturbegriff ist diffus, jede und jeder meint ihn sich ohne inhaltliche Füllung aneignen zu können, alles spricht von der Kultur, so daß der Kulturbegriff langsam aber sicher sprachlos wird – so oder so ähnlich lassen sich die Befürchtungen, die sich mit diesem modischen Schlagwort in Verbindung bringen lassen, resümieren. Und in der Tat, hier spricht ein kassandrischer Chor, dessen Rufe durchaus mit der tatsächlichen Situation übereinstimmen. Man begeben sich nur in eine Buchhandlung, suche das fast überall befindliche Regal zur Kulturgeschichte auf und studiere die dort aufgestellten Werke. Neben wirklich hervorragenden kulturwissenschaftlichen Arbeiten finden sich auch unweigerlich Werke zur Kultur der Talkshow oder der volkstümlichen Musik. Im besten Falle unterhaltsam zu lesen – aber Kultur? Es stellt sich also unweigerlich die Frage, mit der Dirk Baecker seine Aufsatzsammlung überschrieben hat: Wozu Kultur?

Um es vorweg zu nehmen: Baecker plädiert keineswegs – wie andere Teilnehmer an dieser Debatte – dafür, den Kulturbegriff über Bord zu werfen. Vielmehr weist er ihm eine wichtige gesellschaftliche Funktion zu, die er mit dem „Moment der Erfahrung einer offenen Zukunft“ (S. 10) umschreibt.

Als roter Faden der durchweg theoretischen Betrachtung von Kultur – Baecker stützt sich auf keinerlei empirische Arbeiten – dient dabei nicht die Betrachtung von Werten, die in ihrer Summe eine Kultur ausmachen könnten, sondern die ständig „mitlaufende Beobachtung, die zu jedem Wert den möglichen Gegenwert bereithält.“ (S. 9) Beobachtung wird hier im konstruktivistischen oder (im Falle Baeckers zutreffender formuliert:) systemtheoretischen Sinn verstanden als die Feststellung einer Unterscheidung. Kultur ist nicht primär dadurch Kultur, daß sie sich qua bestimmter Inhalte dazu stilisiert, sondern indem sie sich von etwas und jemand Anderem absetzt. „Man stößt auf keine Substanz, kein Wesen, kein tieferes Sein, wenn man einer bestimmten Kultur ‚auf den Grund‘ zu gehen versucht, sondern nur: auf Unterschiede zu anderen Kulturen.“ (S. 14) Eine solche Bestimmung des Kulturbegriffs liefert nicht nur grundlegende Argumente gegen kulturelle Vernebelungen, sondern weist auch auf Möglichkeiten einer empirischen Operationalisierbarkeit hin. Darüber hinaus macht sie deutlich, wie die Unmöglichkeit, den Kulturbegriff inhaltlich verbindlich zu bestimmen, produktiv umformuliert werden kann. Fragen nach der Kultur sollten sich also nicht nach ihrer Qualität, sondern nach ihrer Funktion und Produktivität richten.

Mit dieser zentralen Überlegung umkreist Baecker verschiedene Aspekte des Kulturbegriffs. Er „beobachtet“ die Kultur unter den Bedingungen der Globalisierung, stellt Überlegungen zur Entwicklung des Kulturbegriffs an, betrachtet Kultur als Gedächtnis der Gesellschaft und beschäftigt sich mit den Problemen, die die Systemtheorie mit der Kultur hat. Besonders anregend ist in diesem Zusammenhang der Beitrag „Der Einwand der Kultur“. Baecker bestimmt hier einen möglichen Kulturbegriff, der auf Diskontinuität, Heterogenität und Differenz beruht und mit der „Umstellung der Epistemologien der europäischen Moderne“ (S. 99) in Zusammenhang zu bringen ist. In einer Wendung gegen das Fortschrittsdenken werden damit Brüche in der Kultur als das einzig Kontinuierliche bestimmt; gegen die Dominanz von binären Oppositionen betont die Heterogenität die Bedeutung des tertium datur in der Kultur; und Differenz verweist auf die bereits erwähnte Bestimmung des Kulturbegriffs als Unterscheidung von einer anderen Kultur. Bleibt noch hinzuzufügen, daß Kontingenz und Reflexivität ebenfalls Momente eines Kulturbegriffs sind, die keinesfalls vernachlässigt werden sollten.

Hier offenbaren sich also zahlreiche Anschlußmöglichkeiten auch und gerade für die jüngste Debatte um eine erneuerte Kulturgeschichte. Überzeugt

das Buch demnach in theoretischer Hinsicht, zeigen sich auf formaler Ebene allerdings einige störende, wenn auch nicht allzu gravierende Schwächen. Wenig erfreulich sind die Wiederholungen, die sich auch bei einem Band mit gesammelten Aufsätzen durch geringfügige redaktionelle Eingriffe hätten vermeiden lassen können. So ist es eher enervierend, wenn man zum vierten oder fünften Mal erfährt, daß Kultur bei Pufendorf als Glückszustand, bei Rousseau als Unglückszustand bestimmt wurde. In solchen Situationen fragt man sich unweigerlich, ob man bei soviel bereits Bekanntem nicht einfach weiterblättern soll. Und auch wenn das Buch größtenteils durch gute Formulierungen glänzt – bei einem theoretischen Vorhaben kein leichtes Unterfangen –, finden sich darin doch einige Satzungenetze, die einen erahnen lassen, warum die Systemtheorie bei manchen Zeitgenossen gefürchtet ist. („In der Liebe wird die Verführung, also die Selbstdarstellung eines Beobachters, der mit einer Beobachterin rechnet, die ihn daraufhin beobachtet, wie er sie beobachtet, ohne daß er zu erkennen gibt, daß er das, was er tut, nur tut, weil er sich beobachtet weiß (oder der auch mit diesem Verdacht noch verführerisch zu spielen weiß), zum Inbegriff natürlich kultivierter Liebe.“ S. 52)

Zeitigt der Ansatz, Kultur als Distinktionsformel zu begreifen, insgesamt erhellende Ergebnisse, die es durchaus ermöglichen, die „leichte Muse“ in den Kulturwissenschaften in ihre Schranken zu weisen, so bleibt doch ein mulmiges Gefühl zurück – warum? Baecker erwähnt zwar, daß er den Kulturbegriff auf seine soziologische Funktion abklopfen will, jedoch benötigt man einige Seiten der Lektüre, um herauszufinden, daß damit vor allem die Systemtheorie gemeint ist. In diesem Ansatz stecken denn auch die Probleme von Baeckers Analyse. Er macht zwar auf einer gesamtgesellschaftlichen oder System-Ebene auf die Bedeutung der Differenzierung aufmerksam, läßt jedoch den wichtigen handlungstheoretischen Ansatz völlig außer acht. Auf einer horizontalen Ebene wird das System luzide beschrieben, auf der vertikalen Ebene fehlt jeglicher Bezug zur sozialen Praxis. Wenn man die Bedeutung von Differenzierungen, also von Vorgängen unterstreicht, muß man notwendigerweise fragen: Wer differenziert wann, wo, was, in welchen Zusammenhängen?

Eine wichtige soziale Funktion von Kultur entdeckt Baecker beispielsweise darin, eine gesellschaftliche Ordnung dergestalt darzustellen, daß sie als bedroht und erhaltenswert zugleich erscheint. Mit dieser doppelten Bewegung gelingt es, soziale Ordnungen gleichzeitig zu sichern und zu verändern. An diesem Punkt die Überlegung zu beenden, deckt allerdings die Defizite in

Baeckers theoretischer Behandlung des Kulturbegriffs auf. Denn die Funktion von Kultur so zu bestimmen, fordert automatisch zu der Frage nach dem Wie heraus: Wenn Kultur dazu beiträgt, soziale Ordnungen zu stabilisieren und zu variieren, dann fragt sich, wie das vor sich geht. Baecker thematisiert in seinem Buch zwar „die Massenmedien“, „die Wirtschaft“, „die Wissenschaft“, „die Politik“ und „die Weltgesellschaft“. Aber wie wäre es – und man möge seitens der Systemtheorie diesen „Rückfall“ in die Anthropologie verzeihen – zur Abwechslung einmal mit „dem Menschen“? Sicherlich sind damit theoretische Prämissen angesprochen, die allzu schnell in metaphysischen Erwägungen enden können. Aber festzuhalten bleibt, daß wer bei Baecker Antworten auf Fragen nach praktischer Aneignung und Herstellung von Kultur sucht, auch auf theoretischer Ebene keine finden wird. Auf einer systemischen Ebene ist Baeckers Bestimmung von Kultur als Differenz zu anderen Kulturen sicherlich bedeutsam. Wichtig wäre darüber hinaus aber auch eine Beobachtung von Kultur und Praxis.

Schließlich ist auch hinsichtlich der Bedeutung des Kulturbegriffs für die Gesellschaft Baeckers Diktum von der „offenen Zukunft“ durchaus zuzustimmen. Damit ist für ihn nichts anderes gemeint, „als die eigenen Identifizierungen, das eigene Wissen und das eigene Begehren von einer offenen Zukunft her zu denken. Das bedeutet, sich ohne Protokoll zu begegnen, weil nichts gesichert werden muß, nicht einmal ein Abstand, sondern alles erst noch gefunden werden kann, auch ein Abstand.“ (S. 31) Doch läßt sich auch hier mit Joan Scott eine handlungstheoretische Unterfütterung einführen.¹ Denn nach ihr besteht die Lehre der Geschichte darin, daß die Menschen der Vergangenheit ihre Wirklichkeit „gemacht“ haben. Die Kontingenz dieses Vorgangs weist jedoch ständig auf die Möglichkeit hin, die Wirklichkeit auch anders zu „machen“ – in der Gegenwart und in einer „offenen Zukunft“.

Achim Landwehr

¹ Joan Scott, *Nach der Geschichte?*, in: *WerkstattGeschichte* 17 (1997) 5-23.

*Neuerwerbung für die Bibliothek des Instituts für Europäische
Kulturgeschichte*

Die Dissertation von Alfons Link aus dem Jahre 1955 über das „Somnium Vindiciani von Georg Hieronymus Welsch“ aus dem 17. Jahrhundert

Der Aufbau der Bibliothek des Instituts für Europäische Kulturgeschichte schreitet voran, auch wenn ihn die aktuellen Finanzierungsschwierigkeiten der öffentlichen Hände massiv hemmen. Umso erfreulicher sind Gaben und Angebote privater Provenienz, die oft ungeahnte Perspektiven eröffnen. Um einen derartigen Fall handelt es sich bei dem folgenden.

Der Augsburger Mediziner Alfons Link promovierte Mitte der 50er Jahre in München an der Medizinischen Fakultät mit einer Dissertation zu dem Thema „Das Somnium Vindiciani des Augsburger Arztes Georg Hieronymus Welsch, eine medizinische Programmschrift des siebzehnten Jahrhunderts.“ Diese universitäre Qualifikationsschrift fand ihren Weg wie üblich in entsprechende Bibliotheksbestände verschiedener Universitäten, jedoch nicht an die breitere Öffentlichkeit. Die wenigen verbliebenen Exemplare blieben im Familienbesitz. Über Frau Dipl. math. Inge Keil (Augsburg), die unlängst ihre gewichtige Geschichte des Augsburger Optikerhandwerks publiziert hat, gelangten nunmehr zwei dieser Exemplare an das Institut; eines davon wird in die Institutsbibliothek eingehen, das zweite in den allgemeinwissenschaftlichen Bestand der Universitätsbibliothek

Das Besondere an der Dissertation ist abgesehen von dem knapp gehaltenen Einführungskommentar zu Leben und Werk des ansonsten durchaus bekannten G. H. Welsch der Abdruck des lateinischen Originaltextes des „Somnium Vindiciani sive Desiderata Medicinae“ mit anschließender deutscher Übersetzung.

Georg Hieronymus Welsch wurde am 28. Oktober 1624 in Augsburg als Sohn der angesehenen Apothekerfamilie Kaspar und Euphrosina Welsch, geb. Sighart, geboren. Nach dem Gymnasialbesuch im protestantischen St. Anna und einigen Jahren Privatunterricht schrieb sich der 16-jährige Welsch an der Universität Tübingen ein, wo er in der Hauptsache philosophische und sprachliche Studien trieb. Sein anschließender dreijähriger Aufenthalt in Straßburg war ebenfalls dem Studium der Philosophie, nun aber auch der Medizin, gewidmet. Von 1645 bis 1648 studierte Welsch an der zur damaligen Zeit wohl renommiertesten medizinischen Universität –

nämlich in Padua – und schloß seinen Italienaufenthalt mit einer Studienreise nach Rom ab. Hier allerdings nahm das bis dato recht erfolgreich verlaufende Leben des Georg Welsch eine fatale Wendung: krankheitsbedingt – er litt an Epilepsie und Depressionen – konnte er seine akademische Laufbahn nicht mit dem Dokortitel abschließen, so daß ihm zeitlebens die Ausübung seines Berufes verwehrt blieb.

Nach seiner Rückkehr nach Augsburg im Jahre 1649 lebte Welsch sehr zurückgezogen und widmete sich in der Hauptsache der arabischen Medizin. Im Jahre 1673 erschien ein Werk über den Medinawurm nach Ebn Sina, bekannt unter dem Namen Avicenna, aus seiner Feder, und 1676 kommentierte er Ruznam Naurus. Obwohl Welsch die Öffentlichkeit scheute, nahm sein Ansehen in der Wissenschaftswelt stetig zu, was schließlich in seiner Aufnahme in die ‚Naturae curiosorum Societas‘ im Jahr 1676 gipfelte. Sein Tod am 11. November 1677 beendete sein Schaffen, das besonders für die Medizingeschichte von Bedeutung war. Seine Werke gingen, da Welsch kinderlos verstarb, an seinen Neffen Lukas Schröck, der – ebenfalls kinderlos – wiederum seine Bibliothek der Stadtbibliothek Augsburg vermachte, weswegen sich Alfons Link in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts mit dem ‚Somnium Vindicani‘ beschäftigen konnte.

Der im Titel verwendete Begriff ‚Somnium‘ rekurriert auf die krankheitsbedingten Leidenszeiten des Welsch, die es ihm im Sommer 1676 nicht erlaubten, „sich mit schwereren Studien zu belasten, [so daß ich] beschloß, müßig zu sein und zu träumen. So habe ich diesen Traum niedergeschrieben,“ wie Welsch dem Augsburger Theologen Theophil Spizel berichtete. Inhaltlich ist diese kleine Schrift einerseits eine Antwort auf die 1642 veröffentlichte ‚Relatio historica iudicii acti in campis elysiis coram Rhadamanto contra Galenum‘ des Altdorfer Botanik- und Medizinprofessors Caspar Hofmann (1572-1648). ‚Der bissige, bellende Hund von Altdorf‘, wie Hofmann auch titulierte wurde, versperrte sich den im 17. Jahrhundert zunehmenden naturwissenschaftlichen Strömungen und hielt an der Lehre von Hippokrates, Aristoteles und Theophrast teilweise selbst gegen Galen fest. Dagegen wandte sich Welsch mit seinem ‚Somnium Vindicianum‘, indem er fiktiv Galen Stellung beziehen ließ und die von Hofmann bevorzugten Lehrer argumentativ widerlegte. Andererseits spiegelt das ‚Somnium Vindicianum‘ die Ansichten des Georg Welsch über die Entwicklung sowie die Desiderate in der Medizin, d.h. es gibt Aufschluß über den Wissensstand in der Medizin sowie den Stand der medizinischen Ausbildung im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts. Nicht zuletzt ist es außerdem reizvoll, sich mit dem

‚krausen Sprachgebrauch des barocken Latein‘ Welschs, wie Link es formulierte, zu beschäftigen.

Insgesamt bietet das ‚Somnium Vindiciani‘ mithin ein aufschlußreiches Spektrum an Wissenswertem und führt dem Leser knapp die unterschiedlichen Richtungen historisch-philologischer und moderner, naturwissenschaftlich-experimenteller Auffassungen des 17. Jahrhunderts vor.

Stephan Bachter M.A.
Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde
Ludwigstr. 25
80539 München

Dr. des. Thomas Bodenmüller
Albert-Schweitzer-Str. 6a
86391 Augsburg

Dr. Achim Landwehr
Lindenstr. 24
86153 Augsburg

Rebecca von Mallinckrodt
Kolonnenstr. 29
10829 Berlin

Dr. des. Anke Sczesny
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Eichleitnerstr. 30
86159 Augsburg

Prof. Dr. Theo Stammen
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Eichleitnerstr. 30
86159 Augsburg

Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Eichleitnerstr. 30
86159 Augsburg